Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

40 (7.10.1934)

Visual Library

Folge 40 / Jahrgang 1934 — Sonntag, 7. Oktober 1934

Der schwere Spaten

Eine Legende von Hans Franke

Ein Mann war sehr einsam. Er saß in seiner liebeleeren Stube und hoffte immer, daß Menschen zu ihm eintreten möchten, denn der Mensch bedarf des anderen, soll er nicht verkümmern.

Unser Mann hatte vor vielen Jahren eine Sünde gegen sein Volk begangen, er hatte — freilich in dummem Leichtsinn — sich der Feinde des Staates bedient, um ein Amt zu erjagen. Das wollte man nicht vergessen. So war er allein.

Heute nun war sein Herz von einer bleiernen Schwere, denn es war ein tätiger Mann, der gerne seine Gedanken in die entlegensten Gebiete sandte und immer etwas heimtrug für sich und für andere. Aber da nun niemand mehr zu ihm trat, schien ihm das Leben nicht mehr lebenswert und er gedachte zu sterben. Als er wieder aufblickte, stund eine Gestalt vor ihm und sah ihn strafend an, öffnete die Tür und sprach: „Folge mir." Und der Mann folgte der Gestalt in eine einsame Gegend, in der der Wald aufhörte und eine freie Weite lag, ob der ein Nebel sich grau verstrickte. Hier hielt die Gestalt und sprach:

„Du trägst den Willen zu sterben. Aber es ist nicht nur feige, so von hinnen zu gehen, es ist auch unrecht. Denn du bist zu lange in deiner Einsamkeit gesessen, als daß du wüßtest, wie weit inzwischen dein Volk vorwärts gegangen ist; du willst jetzt den Tod, wo alles Leben will. du willst dich jetzt hinwegstehlen, wo alles Eifer ist. Mein Freund, das ist eine große und vielfältige Sünde."

„Ja, aber", so redete der Mann, „man will mich ja nicht, keiner schaut nach mir hin, keiner sorgt für mich; wenn ich tot in meiner Stube läge, würde das keiner merken, ehe nicht der schlechte Geruch meiner Leiche mich und mein Sterben verriete."

Die Gestalt schnitt ihm mit einer kurzen Gebärde das Wort ab, wies ins Freie und sagte: „Hier läuft ein Weg ins Moor. Wenn du eine Zeit gegangen sein wirst, wird dieser Weg sich zweigen, sich gabeln in zwei Wege. Einer davon führt dich in den Tod, der andere aber zurück in die Gemeinschaft. Nur mußt du auf alle Zeichen achten, die dir unterwegs begegnen, denn du kannst niemals mehr umkehren: den Weg, den du nach der Weggabel betreten hast, mußt du zu Ende gehen. Wenn du Mut hast zu gehen, dann geh'."

Da war die Gestalt verschwunden, und der Mann war allein. Und da er ja nicht wollte, daß wieder ein so trauriger Tag begänne, schritt er auf dem Wege, von dem es den Anschein hatte, als verlöre er sich im Moor.

Als er eine Weile gegangen war, schien es ihm, als schritt an seiner linken Seite ein Wesen, doch traute er sich nicht, sich zu wenden, er hörte aber eine flüsternde Stimme, die sagte: „Du mußt den linken Weg gehen! Der andere will dich nur versuchen, denn wenn du dann eine Weile gegangen bist, wird da ein Baum sein, in dessen Wurzeln leuchtet viel Gold, das brauchst du nur zu greifen und du bist ein reicher Mann; dann kannst du alles haben, was du willst und hast nicht nötig, dich um die Menschen zu kümmern, die laut singen und marschieren und sich vor dich stellen, so daß du kein Licht hast."

Aber diese Stimme gefiel dem Manne nicht, er schüttelte das Haupt und schritt fürbaß. Da klang es an seinem Fuß hell und metallisch und siehe da: es lag da in Sand und Laub ein Spaten, lag da, als habe ihn einer verloren; und der Mann dachte: vielleicht hat ihn einer verloren und sucht ihn; ich will ihn mit mir nehmen, und wenn mir der Mann begegnet, kann ich ihm den Weg ersparen.

Aber seltsam: obwohl es ein einfacher Spaten war, und der Mann ein rüstiger Mann: der Spaten wurde schwerer und schwerer und drückte ihn in die Schulter und erschwerte ihm den Gang.

Da war wieder die Flüsterstimme neben ihm, und er hörte sie sagen: „Was du da aufgenommen hast, wird deine Last durch viele Jahre sein, du wirst schaffen müssen und keiner wird dich ablösen oder dir helfen. Ich aber will dich den richtigen Weg führen, den Weg in die Befreiung: Du mußt links gehen und am Baume das Gold abheben, weitergehen. Und wenn du durch das Tor kommst, bist du reich und frei."

„Was willst du dafür?" fragte der Mann zurück, denn es dünkte ihn die Lockung gar schön, er war so lange arm und einsam gewesen. „Ich muß dafür einem anderen Volksgenossen von dir das Augenlicht nehmen," und als der fremde Geist merkte, daß der Mann zusammenzuckte, sprach er rasch weiter: „Was ist das Auge! Er wird dann nicht sehen, daß du reich bist und er wird keinen Anstoß an Dir nehmen."

Da überlegte der Mann: ein Leben lag vor ihm ohne Sorgen und ohne Not und all der Jammer sollte ein Ende haben; aber dafür sollte einem anderen Manne seines Volkes das Augenlicht genommen werden, nun das war schlimm, aber hatte es der finstere Krieg nicht tausendfach verhängt, dieses Schicksal? Warum sollte nur er Leid tragen? Wie er das dachte, wurde der Spaten auf seiner Schulter noch schwerer, und der Mann wurde so ärgerlich, daß er ihn am liebsten von sich getan hätte.

Doch ehe er überlegen konnte, war da der Weg zu Ende, und die zwei Wege, von denen die Gestalt gesprochen hatte, lagen nun vor ihm. Beide schienen in Dunst zu enden, beide glichen sich wie zwei Brüder. Und von links lockte die Stimme und es schien die Stimme einer Frau zu werden, und er fühlte fast ihren Atem an seiner Wange. Von rechts her aber wehte nur ein kühler Nachtwind ihn an und nichts rührte sich. Aber in diesem Nachtwind war ein starker Ruch von Erde und von aufgebrochenen Schollen, war ein sanftes Wehen, wie es den Mann bestürmt hatte vor Jahren, als er noch jung war und über die Felder ging. Das schlug nun in sein Blut, hob seine Brust und weckte eine große einzige Sehnsucht in ihm nach dem Boden, dem heiligen Boden seiner Heimat, nach dem Urgrund der Freude, nach dem Blute des Seins. Und mit einem Male riß er sich los von der furchtbaren Versuchung und schritt nach rechts.

Doch nach wenigen Schritten schon riß da der Nebel auf, und das Klingen seiner Seele ward sehr irdische Musik; denn da vor ihm im Lichte des eben beginnenden Tages war eine Kolonne von Menschen bei der Arbeit, Gräben zu ziehen und Wege zu roden, es sollte ein breites Feld urbar gemacht werden, und dazu sangen sie ein frohes helles Lied. Ein Mann in einer Mütze kam auf ihn zu, wies ihm einen Platz an, sah ihm lange ins Auge und sprach nur: „Hier."

Da setzte der Mann, der schon lange einsam gewesen war, den Spaten an und die Musik des Liedes schien ihm wie ein Gesang von Engeln. Er sah die Augen leuchten und dachte mit Schaudern an seine Versuchung und mit Hoffen an seine Zukunft.

Auf dem Weg zur Arbeitsstätte — Aufnahme Wide World.

Lied der Erdner

Von Alfred Huggenberger

Unser bist du, goldener Sommertag,
Deiner Frühe gnadenreiches Weben,
Deiner Sonne Glut, der späten Wachte Schlag,
Uns, den Knechten, hat dich Gott gegeben.

Die wir, traumverwandt mit Baum und Flur,
Ahnend Glück und Not mit ihnen teilen,
Einfalt weist uns der geheimen Quellen Spur,
Die des Herzens Wunden sachte heilen.

Kraft der Tiefe fließt in unser Sein,
Rätselhaft aus schweißgedüngter Erde,
Einsamkeit, du läßt uns in dein Gärtlein ein,
Daß dem Träumer sein Genügen werde.

MICHAEL GEITHER

Ein deutscher Mann in französischem Dienst

Zum 100. Todestag * Von Heinrich Reichert

„Ich will ein Schelm sein, wenn die Schlacht von Jena, wie Sie zu glauben scheinen, meine politischen Grundsätze verändert hat . . .

Meinen Sie, daß diese Armseligkeiten mich bestimmen werden, die große Sache, für die die Deutschen fechten, aus den Augen zu verlieren? Ein Deutscher, der es redlich meint, kann seinen Landsleuten, in dem Lager der Franzosen selbst, ja in dem Hauptquartier des Napoleon, die wichtigsten Dienste tun . . ."

Aus dem „Brief eines rheinbündischen Offiziers an seinen Freund" von H. v. Kleist.

In der Taufmatrikel der Pfarrgemeinde Ubstadt (Amt Bruchsal) vom Jahre 1769, dem Geburtsjahr des großen Korsen Napoleon, finden wir unter dem 10. November den Eintrag, der die Taufe des Johann Michael Geither bestätigt. Als seine Eltern sind der Bürger Joh. Geither und dessen rechtmäßige Ehefrau Maria Clara geb. Schedlerin aus Maikammer genannt. Dieser Eintrag unterscheidet sich in der gewöhnlichen Registerfolge durch einen auffälligen Zusatz zweiter Hand: als französischer General zu Geinsheim gestorben im Jahre 1834; eine beachtliche Bemerkung, die genauere Nachforschungen nach dem Leben und Wirken dieses Mannes rechtfertigt. Vorläufige Erkundigungen bei den lebenden Trägern dieses Namens (heute: Geuder) ergaben, daß hier nur unklare Erinnerungen an diesen sagenhaften Verwandten im Familienbewußtsein fortleben. Drum entschloß ich mich auf den Gedenktag hin zu einer unheiligen Wallfahrt in die Pfalz zum Grabe unseres Landsmannes und mit dem Rüstzeug und der Liebe des Schreibers und Bildners gehe ich seinen Spuren nach . . .

Schon beim Gang durch Geinsheim fällt in einem parkähnlichen Garten ein stattliches Haus auf, das so ganz die wohlhabende Behäbigkeit vergangener Jahrhunderte atmet und einem unwillkürlich die Vermutung aufdrängt, daß dies Geithers Haus gewesen sein könnte. Doch dem Grabe gilt zunächst meine Beachtung. Es liegt mitten im Hauptwege des Friedhofes und nimmt einen geräumigen Platz ein, weil hier fast die ganze Verwandtschaft ihre Ruhestätte gefunden hat. Sechs Grabsteine stehen da; in der Mitte das eindrucksvolle Empire-Denkmal unseres Toten mit seinem Wahlspruch: Ehre und Treue. Daneben, davor und dahinter stehen Steine mit einer verwirrenden Anzahl von Namen und Titeln, aus denen man nur durch persönliche Erkundigungen klug werden kann.

In dem mutmaßlich Geitherschen Hause kam ich auch wirklich an die rechte Adresse. Eine alte Dame mit romanischer Gesprächigkeit in einem mangelhaften Deutsch, das sie „von ihren Dienstboten gelernt" hatte, wie sie gleich eingangs entschuldigend erklärt, empfängt mich liebenswürdig und zu jeder Auskunft bereit. Sie selbst (Gräfin Tirolf d'Heillimer) ist die Schwiegertochter der Generalin Geither, die in zweiter Ehe mit dem lothringischen Grafen Hippolyt d'Heillimer verheiratet war. Während des Gesprächs lichten sich allmählich die undurchsichtigen Beziehungen, und der gelinde Respekt, den einem die vielen Erinnerungsstücke des Generals im Trophäenschrank: der Ehrensäbel Napoleons, der Generalshut, Orden, Fernrohr, Taschenuhr und -messer, Salonpistolen, Jagdgewehre, Satteldecke und -taschen, und sein Bildnis in Tempera gemalt einflößen, fördert die begreifliche Neugierde, den ausführlichen Lebensgang dieses eigenartigen Mannes kennen zu lernen. Im aufliegenden 24. Jahrgang des „Pfälzischen Museums" bietet sich zusammenhängend die erwünschte Biographie, wie sie Philipp Schneider (Geinsheim) aus den von der Straßburger Militärintendantur zusammengestellten „Dienstleistungen und Bravourstücke des Feldmarschall Geither", aus Erlebnissen seines Vaters, der Vermögensverwalter des Generals war, und aus eigenen Erfahrungen im Verkehr mit der Familie Geither sehr ausführlich dargestellt hat. Darnach entrollt sich vor unsern Augen ein Lebensbild, das anschaulich beweist, daß nur der Wert der Persönlichkeit und eigene Tüchtigkeit den Erfolg eines Lebens bestimmen. Als einfacher Bauernjunge hatte Geither keine anderen Förderer als seinen außergewöhnlichen Mut, der ihn zu tollkühnen Heldentaten befähigte, und ihn bei seiner militärisch-strategischen Begabung bis zur Würde des Generalfeldmarschalls emporhob. So ward Geither einer der Militärs Napoleons I., der nicht nur den „Marschallstab im Tornister" trug, sondern ihn auch herausholte und ruhmreich getragen hat. Wie glorreich Geither seine Laufbahn beschlossen, so unrühmlich hat er sie begonnen. In Maikammer, wohin seine Eltern bald nach seiner Geburt aus unbekannten Gründen ausgewandert waren und wo der junge Geither mit seinen älteren Geschwistern, Martin und Barbara, seine Jugendjahre verlebt hatte, wurde ein fremder Zwetschgenbaum das Sprungbrett für seine abenteuerliche Laufbahn. Die Schande eines 24stündigen Arrestes in der „Betzenkammer", die er als Strafe für den jungenhaften Mundraub absitzen

sollte, brachte er nicht über sich: 15jährig ging er flüchtig und trat 1784 in das in Reinach in der Schweiz stehende französische Heer ein. Schon in kurzer Zeit beginnt eine „Carriere": 1786 wird er Korporal und 1788 zum Sergeanten befördert. Seit den Kriegen der Republik und Napoleons I. steht er fast ununterbrochen im Felde und entfaltet hier seine militärischen Talente. Er kämpft von 1792 bis 1796 in der Nordarmee gegen die Truppen der 1. Koalition, wird in der für Belgien und Holland verhängnisvollen Schlacht von Jemappes zweimal verwundet und wegen seines umsichtigen Mutes auf dem Schlachtfelde von Grad zu Grad zum Hauptmann „avanciert" (1796).

Im nächsten Jahre hat sich Geither unter dem Oberbefehl Napoleons in Italien in den Feldschlachten von Panteba und Hundsmark rühmlich ausgezeichnet. Er wird Bataillonschef und macht 1798 die abenteuerliche Expedition Napoleons nach Aegypten mit. Bei Bogaz de Lesbey gab er seinen Untergebenen ein leuchtendes Beispiel heldenmütiger Tapferkeit und hat trotz mehrerer Verwundungen die Schlacht siegreich entschieden; eine Heldentat, die General Kleber mit einem Ehrensäbel belohnte.

In den Jahren 1803 und 1804 stand Geither in der Boulogne und wird im Januar 1804 als Major zum 15. leichten Infanterieregiment kommandiert. In dieser Stellung beteiligte er sich in den Jahren 1805 bis 1808 in der „großen Armee" an den Kriegen des französischen Kaisertums gegen die 3. und 4. Koalition; er wird in der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz mehrmals verwundet und stürmt das Dorf Solkowitz trotz des heftigen Widerstandes einer großen Uebermacht. Der hervorragende Befehlshaber und Meister der schwierigsten Lagen erregte hier die Aufmerksamkeit Napoleons, der ihn 1806 durch kaiserlichen Befehl zur Reorganisation der bergischen Truppen berufen und zum Oberst ernennt. Am Schluß des Feldzuges ward Geither Brigadier. Die Kämpfe zur Unterdrückung des allgemeinen Volksaufstandes in Spanien (1809 und 1810) bringen unserem Helden neue Wunden und ehrenvolle Verdienste. Am 22. Juni 1811 wurde er zum Brigadegeneral ernannt und nahm im folgenden Jahre am russischen Feldzuge teil. Beim verhängnisvollen Rückzug über die Beresina zerschmetterte eine Kanonenkugel sein rechtes Handgelenk, so daß infolge der mangelnden ärztlichen Behandlung bald darauf der ganze Arm abgenommen werden mußte. Zerschunden, ausgehungert und halb erfroren kam der „Einarmige von der Beresina" nach Deutschland zurück, ein trauriges Gegenbild zum siegesbewußten Ausmarsch der „großen Armee". Auf dem Rückmarsch hat er brüderlich sein letztes Stückchen Brot mit dem Markgrafen Wilhelm von Baden geteilt, der dem Hungertode nahe war. Dankbare Freundschaft hat daraufhin beide verbunden und nach dem Kriege haben sich die Freunde öfters in Baden-Baden wieder getroffen.

Die entscheidenden Kämpfe der Jahre 1813 bis 1815, die den Zusammenbruch des französischen Kaiserreiches besiegelten und die Freiheit Deutschlands heraufführten, bilden den Abschluß Geithers militärischer Laufbahn. Nach der baldigen Rückkehr des Korsen aus seiner Verbannung trat er wieder in den Dienst: er wird im März 1815 zum Oberkommandanten der Straßburger Zitadelle ernannt und im Mai dieses Jahres mit der Verteidigung von Landau beauftragt. Bis zur endgültigen Regelung der Landauer Verhältnisse durch den 2. Pariser Frieden hielt er die Festung auch nach der Absetzung Napoleons gegen alle Angriffe der Alliierten und nahm dann nach Abzug der Besatzung am 15. Dezember seinen Abschied.

Während seiner mehr als 30jährigen Militärzeit und mehr als 20jährigen kriegerischen Betätigung bewies Geither einen ganz außergewöhnlichen Mut und selten militärische Befähigung. Er war einer der Generale des genialen Napoleons, die im Soldatenleben aufgewachsen, denen das Kriegshandwerk mit seinen Schrecken und Wunden vertraut und zur zweiten Natur geworden, und ohne die das welterschütternde napoleonische Zeitalter undenkbar ist. Für seine hervorragenden Leistungen wurde ihm das große Kreuz der Ehrenlegion, der Orden des hl. Ludwig und der von St. Helena und der Ehrentitel des Feldmarschalls verliehen.

In unserer Zeit des geeinigten Vaterlandes, wo alle Pflichten zur zielbewußten, freudigen Selbstverständlichkeit werden, wäre es ein kurzsichtiges Verkennen der politischen Lage jener Geburtstage der neuen Zeit, wollte man einem Manne wie Geither den Vorwurf einer vaterlandslosen Gesinnung machen. Wie treudeutsch ein Soldatenherz in fremdem Solde schlagen konnte, zeigen uns eindringlich genug die als Geleitwort vorangesetzten Briefstellen. Von Geither besitzen wir zwar keine ähnlichen Aufzeichnungen, aber er hat durch die Tat bewiesen, daß er die historische Wende der europäischen Geschichte erkannt hat, und erwarb sich als Erzieher seiner beiden Neffen Valentin und Jakob Hartmann Verdienste um das deutsche Vaterland. In Militärschulen sorgte er für ihre Ausbildung im Heeresdienst und weckte selbst als Offizier von nie versagendem Eifer und Heldenmut, von kriegerischer Einsicht und Erfahrung ihren militärischen Geist und Scharfblick und erzog sie zu tapferen Soldaten und tüchtigen Heerführern. Als die Pfalz bayrisch wurde, traten sie auf seinen Rat hin in bayerische Dienste über. König Max Josef, der früher selbst als Offizier im französischen Heere gestanden und Geithers hervorragende Eigenschaften schätzen gelernt hatte, schenkte den hoffnungsvollen Neffen seine besondere Gunst, als sie Geither ihm mit den Worten präsentierte: „Hier bring ich meine Buben." Und sie haben wirklich ihrem König nur Ehre gemacht und sich als würdige Neffen des großen Onkel erwiesen: der eine, Valentin Hartmann, als Generalmajor und mehrjähriger Platzkommandant von Speyer; der andere, Jakob Frhr. v. Hartmann, weit über die Grenzen des engeren Vaterlandes hinaus berühmt als kommandierender General des 2. bayrischen Armeekorps im Kriege 1870/71. Das Siegesdenkmal in Edenkoben zeigt sein Bild neben dem großen Moltke.

Nach seinem Abschied lebte der invalide General mit der ansehnlichen Pension von 10 000 Gulden meist in Geinsheim bei seinen Geschwistern; dort lernte er die beiden Töchter seines Bruders kennen, die er ebenfalls hatte ausbilden lassen, und heiratete die älteste, seine 16jährige Nichte Elise. Dann kaufte er das Wohnhaus, in dem ich eben die Geschichte seines einstigen Besitzers skizziere, dazu einige Güter und pflegte eifrig das Weidwerk. Seiner Ehe entstammen zwei Kinder: ein Sohn Adolf, bei dessen Taufe der französische General

Die Grabstätte des Generals

Schramm Pate gestanden, und der sich in Geinsheim durch großzügige Stiftungen ein schönes Andenken gesichert hat; und eine Tochter Anna, welche die Gattin des Notars Zimmer in Straßburg wurde und nach dem deutsch-französischen Kriege als eifrige Patriotin das junge deutsche Reich verehrte — wie ich hier aus ihrer Andenken-Sammlung ersehe und von ihrer Schwägerin aus freundlich mitgeteilten Erinnerungen erfahre. Nach der Juli-Revolution 1830 nahm Geither vorübergehend noch einmal Dienst in Straßburg, starb dann einige Jahre später am 28. September 1834 versehen mit den Tröstungen seines Glaubens in Geinsheim. Dem edlen Toten, dem kaiserlich französischen Feldherrn — das Totenbuch schreibt: dux imperator francogallicus belli — setzten seine Witwe und seine beiden Neffen, „denen er im Leben Vater war", den Denkstein mit der dankbaren Widmung.

Seine junge Witwe ging einige Jahre später eine zweite Ehe mit dem französischen Major Graf Fr. J. Hippolyt d'Heillimer ein. Die betagte Witwe des Sohns aus dieser Ehe, des französischen Majors Graf Paul d'Heillimer, meine liebenswürdige und mitteilsame Gastgeberin, ist somit die Sachwalterin eines pietätvollen Nachlasses, da die direkten Nachkommen Geithers in Paris und Algier dem Bannkreis des großen Ahnen zu sehr entrückt sind.

In großen Zügen bietet sich uns so ein geschlossenes Bild eines bedeutenden Mannes in gärender Zeit, der uns hier in seinen eigenen Räumen als Erlebnis auferstanden ist. Man fühlt sich nicht mehr wie in einem Museum vergilbter Porträte und toter Requisiten einer unbekannten Größe, zu denen man anfänglich kein rechtes persönliches Verhältnis finden konnte. Nachdem man aber auf eine fast unmittelbare Weise mit dem Schutzgeist des Hauses bekannt und vertraut wurde, ist es einem ein liebevolles Bedürfnis, noch einmal alle Paradestücke unseres Helden mit der Andacht des Eingeweihten zu betrachten und mit stummer Ehrfurcht alle die ausgezeichneten Führer aus der Verwandtschaft unseres Haudegen in ihren Bildern eines respektvollen Blickes zu würdigen.

Heimatliche Mundart in Kinderreimen

Von Anselm M. Schmitt

Zuweilen kann einen die Schönheit der heimatlichen Mundart ganz seltsam erfüllen. Man hört einen liebgewonnenen Laut, den man so weit vom Heimatboden getrennt nie vermutet hätte und leiht ihm willig sein Ohr. Die Sprache ist es, die uns in schicksalsvollen Augenblicken stark macht, die uns jene Urkraft am lebendigen Quell fühlen läßt, der sie selbst all ihre unendlich vielen Lebensströme verdankt: der durch Natur- und Menschheitsgeschichte ewig fruchtbar gewordenen Heimaterde.

Tausendfältig nehmen wir Beispiele wahr zum Zeugnis, daß jede kraftvoll plastische Mundart einem reich gesegneten Stammesboden entwächst, daß „der Charakter jedes Volkes und sein Geist sich lebendig in seiner Sprache ausdrückt, die sich nach ihm gebildet hat und sich in ihr unfehlbar mitteilt" (Hebel).

Und in einer so gewachsenen Mundart, wie sie etwa das Alemannische in schönster Blütenreife bis auf unsere Tage lebendig erhält, hat zu allen Zeiten das Heimatgefühl und die Herzenssehnsucht nach der Stätte der Kindheit unzertrennliche Verwurzelung gefunden.

Bei der Erziehung der Kinder fängt es an. Wie oft verbietet ihnen eine falsche elterliche Fürsorge, eine mundartliche, liebgewonnene Redewendung beizubehalten, wie oft freut sich die Mutter viel mehr über das mit Mühe anerzogene reine Schriftdeutsch als über den ungleich mehr vertrauten, heimeligen Klang des Dialekts. Burte hat dies einmal geschrieben:

Hochdütsch raschlet wie ne Zyttig (Zeitung)
Alimannisch ruuscht wie Bluet.

Hochdütsch, sell sin gsägti Bretter,
D'Mundart isch e Wald im Saft.

Die Schönheit der heimatlichen Sprachklänge hat gerade im Leben der Jugendlichen, der Kinder reichsten Segen vorbereitet. In jenen Tagen öffnete sie einen wenig beachteten Weg zu seltenen Schätzen, die lebenslang ein nie versagender Born sind für die liebevolle Pflege des Heimatsinnes. Entstehen doch mit jener Vielzahl der Kinderreime, der Reimspiele, Sprüchlein und Sprechgesänge, Werte aus dem Reichtum des heimatlichen Sprachgutes, die sich stetig von Kindergeschlecht zu Kindergeschlecht fortvererben und ebenso stetig und treu ein ganzes Menschenleben begleiten.

Schöpferisch vielseitiger und regsamer sind hierin Kinder, denen von der Wiege an nur die reiche Klangfülle der mundartlichen Sprachmelodien zu Gehör kam, Schwarzwälder Bauernkinder etwa, die erst nach langen Jahren die fremde, ihnen zuerst unverständliche hochdeutsche Schriftsprache hören und sie in ihrem ganzen Leben nie völlig in sich aufzunehmen vermögen.

Am lebendigen Beispiel soll das Erlebnis der Dialektfreude aus Kindermund vergegenwärtigt werden. Eine kleine bescheidene, aber überaus anschauliche Sammlung von Kinderreimen aus Schwarzwäldischem Sprachgebiet, (hauptsächlich dem herrlichen Simonswäldertal bei Waldkirch), die wir Franz Hirtler verdanken, sei hierdurch dem Vergessenwerden entrissen. Ja, die schöne Aufgabe volkskundlicher Heimatpflege verlangt danach, die Eigenheiten des Landes wieder aufs neue sichtbar zu machen. Und da gehört dem heimatlichen Sprachschatz zu allererst unser weitestes Interesse.

Kinderpoesie reimte mit einem oft an Volksliedmelodien anklingenden Rhythmus Sprechgesänge, die voll sind von der Freude am mundartlichen Klang.

Annemareile
het siibezeh Säull,
het eis verlore
im Kandelwald obe,
het's wieder g'funde
im Untertol unte!

Kindlicher Spott und ein klein wenig Kritik mischen sich ein:

O du alti Dooredee
mit de krumme Füeß,
bisch siibe Johr im Himmel gsii,
hesch wieder abe müeß!

oder:

Gwichsti Schtiifeli
un e Frack
un kai Krützer
Geld im Sack!

Die folgenden Kinderverse ließen sich gut beim Reigen der Dorfjugend hören:

Annili mit der rote Bruscht,
kumm, mir gehn in d' Haselnuß!
D' Haselnuß sin no nit zittig!
Kumm, mir gehn ins Haberlaub!
's Haberlaub het noch kei Laub!
Kumm mir gehn ins Döbili nuff!
Im Döbbili henn mir e Kindli gfunde!
Wie soll denn des Kindli heiße?
Eckegaregeiße!
Wer tuet denn die Windeli wäsche?
's Annili mit de Blabbedäsche! (Plappermäulchen).

Ein Reigenspruch mag auch dieser sein:

Hit isch Kilwi, morn isch Kilwi
bis zuem Zischtigobed!
Wenn i zue miim Schätzli kumm,
sag i: Gueten Obed!
Gueten Obed Schätzili,
wo hesch denn dii Bretzili?
Hinterem Ofe an der Wand!
Küechlibacke isch kai Schand!

Kleine Liedchen, die von Aelteren meist ihren jüngsten Geschwistern erzählt wurden, überlieferten sich von Dorf zu Dorf in der jungen Erinnerung der Aufwachsenden:

Annemarei isch immer fideli!
Wenn's drei Batze hett,
Trinkt's e Kaffeeli !

oder:

D' Gaiß goht in de Dobel nuff,
der Schnider hocket obedruff!
D' Gaiß macht: mäh!
Der Schniider sait:
Wart, du alter Kaib,
i mueß d'r e paar gee!

Und wenn man erst die lustige Tierhochzeit (Hoszig) vorsagen hört:

's pfiffet e Miisli, 's giiget e Miisli,
's schlecht e Kätzli d' Trumme.
Alli Dierli, wo Wedeli henn,
solle zum Hoszig kumme.
Leffel und Gawle mit sich bringe
un de Schtuel ans Fiidle binge!
Ei, schlag de Dunder drii!
Wa isch des für e luschtigi Hoszig gfii!

Dem ganz Ungeduldigen, der immer wieder ein Reimsprüchlein hören will, sagt man jedoch:

's isch emol e Männli un e Wiibli gsi,
si henn e wißgrau Kätzli g'ha.
er hetts welle, sie hetts welle —
Mueß i dirs jetz nomol verzelle ?

Von den tausenderlei Abzählversen, die der Kindermund seit alters her unermüdlich neu erfindet und nach Lust und Laune mit den Reimen spielend umgestaltet, sei hier einer nur genannt:

Ains, zwai, drei,
Bickebackedei!
's schtoht e Männli unterm Dach.
's hett e schtaubigs Hüetli uff.
Magd hol Wii!
Knecht schenk ii!
Herr, suff uus!
Un du bisch druß!

Auch Rätselverse und Reimsprüche in Form von Frage und Antwort kann man in verborgenen Schwarzwaldtälern zuweilen hören. Die Großmutter hat sie den Kleinsten erzählt und ein oder das ander Mal sind sie auch beim seltenen Sonntagsbesuch in einem ferneren Hof erlauscht worden. Alles sind Spuren heimatverwachsener Volkskunst, die einen schöpferischen Drang offenbart. Im Kinderland der unbekannten Dichterstimmen sind sie erstmalig sichtbar geworden und begleiten einen als unvergeßliche Erlebnisse bis sich die Erinnerung trübt. —

Füürobe! Füürobe!
Schlag d' Kuchidüer zue!
Wie danze die Maidli,
wie kleppre die Schueh!

Das Oktoberfest hat auf der Münchener Wiese seinen Einzug gehalten. Es ist zwar ein wenig kühl, aber die Sonne scheint blank vom Himmel und überstrahlt den sich unausgesetzt erneuernden Zauber von prächtigen Farben und fröhlichen Menschen. Tausende stehen auf den Straßen, Zehntausende bevölkern die Wiese und warten auf den großen Augenblick, wo die Bräurösser mit blitzendem Geschirr erscheinen und die Wiesenwirte ihren Einzug halten. Das ist ein Anblick, den sich in München niemand entgehen lassen darf. Da erscheinen im festlichen Zug die Träger und Vermittler der alten Bierkultur, um ihre Festhallen auf der Wiese zu beziehen. Da ist der vom Augustinerbräu im grauen Gehrock mit Zylinder im blumengeschmückten Wagen. Auf seinem Bock sitzt das Münchener Kindl, und der Krug, den es in der Hand hält, ist ebenfalls blumenumwunden. Herolde voran. Natürlich zu Pferde und mit schmetternden Fanfaren, wie es sich gehört, Dann der Bierführer im Gala wagen, hemdärmelig mit rundem Hut und glänzenden Stiefeln. Dann der Wagen mit den gläsernen Scheiben, hinter denen man die köstliche Last der Spanferkel sieht. Natürlich dürfen die Stammgäste nicht fehlen. Sie fahren in stolzen Karossen, mit bunten Bändern geziert.

Der Wirt vom Paulaner Bräu schreitet ehrwürdig einher, gefolgt von der tapfer blasenden Kapelle und einer Armbrustschützengilde in mittelalterlichem Gewand. Dann kommt der Wirt vom Bräurosl. Er kutschiert sein geschmücktes Wäglein selbst, und hinterher kommt die Bräurosl, stolz und doch freundlich, auf einem Rappen. Da sie eine Sängerin von Beruf ist, streut sie die neckischen klingenden Jodler wie Konfetti über das begeisterte Publikum. Und Musik, Musik, so viel das Ohr aufnehmen kann, ja weit mehr noch.

Der Wirt vom Löwenbräu reitet in der guten Wirtstracht auf dem Pferd, mit dem er wie verwachsen schien. Als Sinnbild des Bräus folgt ihm, in einen Käfig gesperrt, ein Löwe, der unausgesetzt das gute Löwenbräu-Wiesenmärzenbier in sich hineingoß. Und hinterher Kellnerinnen, Dirndln in allen Farben. Um Mittag verkünden Trompetenstöße, daß der erste Ochse am Spieß fertig gebraten ist, und daß das erste Messer sich in sein saftiges Fleisch senkt. Die Spanferkeln sind auch gerade knusprig geworden, ebenso die Backhändln und die Stockfische. Die ersten Maße des herrlichen Oktober-

Märzenbiers rollen durch die Gurgeln, und in sämtlichen Bierbuden setzt der Betrieb mit aller Gründlichkeit ein.

Nachmittags gibt es einen großen Festzug durch fahnenbewimpelte, menschenerfüllte Straßen. Das Ereignis ist die Wiederaufnahme des Wiesenrennens. Rennbuben in bunten Seidenblusen. Feurig schnaufende Rösser kann man sehen und alles, was sonst dazu gehört. Stadtrat und Oberbürgermeister ziehen an der Spitze des Zuges. Herolde, die Stadtgarde in der alten Uniform, das Schützenliesl zu Pferde. Schließlich folgen auch die Pagen mit den Preisfahnen. Dann kommt der Aufzug der Zünfte in fünfzig Gruppen.

Es ist ein herrliches Bild, wie man es nur in München finden kann, nur auf der Münchener Oktoberwiese . . .

In der zweiten Woche pflegen alljährlich die großen Oktoberschießen einzusetzen. Von weither kommen in diesen Tagen die bayerischen Schützen, um mit Flinte und Kleinkaliber ihre Kunstfertigkeit unter Beweis zu stellen. Den Höhepunkt aber bildet doch das große Adlerschießen, zu dem stets die besten Bolz-Schützen auftreten. Hart auf hart geht es meist zwischen den einzelnen Gilden und Fähnlein, die mit ihren tüchtigsten Mannen den Adler für sich zu erkämpfen suchen und es scheint eine Art Unglück für Bayerns Hauptstadt, wenn ein auswärtiges Fähnlein den Adler entführt.

Hundertundzweiundzwanzig Jahre besteht nun schon das Oktoberfest zu München, aber jahraus, jahrein bringt es neue schöne Ueberraschungen.

Heitere Szenen vom Münchner Oktoberfest

Links und oben: In langen Reihen stehen Buden.

Oben Mitte: Bierkutscher und Biermadeln.

Nebenstehend: Reichsstatthalter Ritter von Epp beim ersten Ehrenmaß.

Aufnahmen: A. P. Photo, Lindenverlag (Keßler, Dr. Springorum München) und Bauer-Karlsruhe.

Der Gefangene

Von Hermann Claudius

Ich habe mit gefangenen Vögeln immer viel Mitleid gehabt. Als junger Mann hatte ich eine Zeitlang den Ticker, kleine Meisen oder Buchfinken oder Drosseln in ihren Käfigen aufzukaufen und irgendwo draußen frei zu lassen. Das kam daher, weil ich selber einmal solch ein kleiner gefangener Vogel im Käfig gewesen war.

Meine Eltern waren umgezogen. Ich saß am Fenster der Etage und sah auf die laute und hastende Straße hinunter und suchte den Garten und suchte den Bach und den Sod und die beiden krummen Akazienbäume und suchte den weiten Himmel und die hohen Wolken. Und fand das alles nicht mehr. Und dieses Suchen nahm so von meiner kleinen Seele Besitz, daß ich gar nicht mehr zu sagen weiß, wie dieser schlimme Auszug aus dem Paradiese meiner Kindertage vor sich gegangen ist. Ich habe nur noch die undeutliche Vorstellung von langen Strohhalmen, die unordentlich in die neue Wohnung geschleppt wurden. Ich hockte am Fenster, blaß und mager, und hatte bitteres Heimweh. Als ich in lauter Verzweiflung mich auf mein dörfliches Schaukelpferd warf und zu reiten anfing, kam die Nachbarin von unten und schalt, die Decke fiele ihr auf den Kopf. Das Schaukelpferd kam auf den Boden. Als darauf mein kleiner Bruder Matten und ich unsere Trompeten hernahmen, die der gestrenge Onkel Billerbeck uns geschenkt hatte, und loststeten, kam die Nachbarin von oben und drohte mit der Polizei wegen Ruhestörung. Ich begriff das alles gar nicht. Die Mutter nahm uns die Trompeten weg. Sie verschwanden.

Onkel Eduard kam zu Besuch. „Armantje, komm mit ins Grüne!" sagte er mit seiner leisen gütigen Stimme.

Und wir zogen los, Matten links, ich rechts an seiner Hand, immer die Straßen entlang. Endlich hörten die Häuserreihen auf. Grüne Wiesen zeigten sich. Ich weiß es noch, als sei es gestern gewesen: wie meine Augen mir sozusagen wegliefen in alle köstliche Weite — — frei! frei! frei!

Ich warf mich wie besessen ins Gras und schoß darin kapeister, bis mir schwindelig wurde. Und die Vögel sangen. Und Onkel Eduard sagte uns, wie sie hießen. Es waren komische Namen. Wir mußten lachen. Piepmann hieß der eine und Kottsteert der zweite und Silbersanz der dritte. Sie standen wohl in keinem Zoologiebuche.

Danach kam eine hölzerne Brücke, unter der ein kleiner Bach hinfloß.

Der Onkel Eduard versuchte uns zurückzuhalten: „Vorsichtig, Kinder! Um Gottes willen, vorsichtig!" Aber da war ich schon an der Kante. Und da rutschte ich auch schon ab und kam mit quatschnassen Stiefeln wieder heraus. Ich mußte die nassen Stiefel ausziehen, damit sie auf dem Rasen in der Mittagssonne trockneten. Aber kaum war ich erst barfuß, als ich schon wieder im Bache stand und lustig lospatschte. Matten weinte. Er wollte ebenso barfuß sein. Was half es dem lieben Onkel? Und so patschten wir beide seelenvergnügt in dem flachen Wässerlein umher. Und Onkel Eduard stand wie eine ängstliche Hennenklucke am Ufer, die Entenküken ausgesessen hatte.

Im Dorf waren Matten und ich die Bahnmeistersöhne gewesen, denen alle freundlich entgegenkamen. Denn der Herr Vater war der gestrenge Mann und Befehlsgewaltige. Hier in den Straßen der Stadt schien das niemand zu wissen. Mein Bruder hatte gleich Streit. Ich stand dabei und hatte noch kaum was gesagt, da ging schon einer der fremden Jungs auf uns los. Matten wehrte sich mit beiden Fäusten und weinte vor Wut. Ich machte lange Beine und rannte fort. Schlagen mochte ich mich nicht.

Ja, die Straße war feindselig.

Ich hockte wieder am geschlossenen Fenster, sobald Onkel Eduard wieder abgereist war und hatte Heimweh.

Endlich lag ich krank zu Bett, sah Mäuse an der Wand hochklettern und sah den Doktor in die Stube treten.

Doktor Wolgast war groß und hager und grau. Sein Haar hing ihm lang im Nacken und war gelblich-weiß, ebenso der dünne Bart. Seine Haut im Gesicht und an den Händen war borkig wie Baumrinde.

Doktor Wolgast sah mich an. Seine grauen Augen sahen mich durch und durch. Ich fühlte die Augen in meinem ganzen Körper und lag und rührte mich nicht. Dann sagte der Doktor Wolgast etwas zu meiner Mutter. Ich verstand es nicht, aber es war gerade so, als wenn die Bauern im Dorfe sich hinterm Pflug anriefen: Stek de Tung rut! En Eeetlepel her! Speck mutt darop, en groten Palten fetten Speck! — — —

Ja, seine Stimme war ein Stück Dorf und ein Stück Acker und ein Stück Wiese und wie ein borkiger Baum. Und darum — ob ich es gleich nicht wußte, warum — hatte ich den Doktor Wolgast lieb und ward gesund.

Es tat mir fast leid, als der Doktor nicht mehr kam.

Unser Hauswirt hieß Herr Pornhagen. Er besaß eine Kellerwirtschaft unten im Haus. Mein Vater, den sonst alle Leute zuerst grüßten, zog vor Herrn Pornhagen tief den Hut, während Herr Pornhagen nur eben an seine Schirmmütze tippte. Der Herr Pornhagen — dachte ich — muß ein großer Mann sein. Darum sah ich ihn oft lange an, wenn er an seiner Kellertreppe lehnte und seine lange Pfeife rauchte. Er war breit und dick und hatte krause, schwarze Haare, gerade wie die Neger hatten, die auf Vaters Tabaktüte abgebildet waren. Herr Pornhagen hatte einen großen Sohn. Mit dem schalt er viel. Der Sohn hatte einen fast kahlen Kopf und sah sehr blaß aus. Mein Vater nannte ihn Mondschein.

Mondschein war es, der mich zuerst an die Hand nahm und unter die anderen Knaben der Straße brachte. Sonst war ich nur hinter der Mutter her zum Einholen mitgewesen, was die Mutter in der allernächsten Nähe erledigte.

Mondschein führte mich auf ein freies Stück zwischen den Häusern, wo gebaut werden sollte. Deshalb lagen dort schon lange Holzbalken umher. Mondschein ließ mich darauf balancieren. Wenn ich abrutschte, lachte Mondschein.

Es schien ihm großes Vergnügen zu machen. Oft hatte er eine Tüte mit Bonbons in der Tasche, von denen er mir abgab.

Ich fragte ihn einmal: „Du — Herr Pornhagen — ist das dein richtiger Vater?"

Mondschein sah mich überrascht an. Dann sagte er: „Warum denn nicht?" „Weil er dich immer schilt" — sagte ich. Mondschein lachte und sagte: „Laß ihn doch schimpfen. So ist er. Ich hör das einfach nicht."

Ich war gerade am Ende des langen Balkens angekommen, als Mondschein das sagte. Ich dachte so tief darüber nach, daß ich abglitt und hinfiel. Denn auch Mondschein hatte nachgedacht und nicht aufgepaßt und mich nicht festgehalten.

Wie konnte man das nicht ernst nehmen, wenn der Vater schalt?

Ich hatte nun eine blutige Stelle am rechten Bein. Mondschein nahm sein reines Taschentuch, das er immer oben in der Jackentasche trug, so daß der glatte Zipfel herausguckte — er nahm das Taschentuch, faltete es zurecht und band es vorsichtig um meine Wunde. Es tat weh, aber ich balancierte noch eine ganze Zeit weiter, weil ich von Mondschein nicht weggehen mochte und immer noch darüber nachdachte, was er mir gesagt hatte.

Die übrigen Jungens sahen mich mit verbundenem Bein weiterlaufen. Das imponierte ihnen. Ich schien meinen Posten Tapferkeit bewiesen zu haben. Seitdem ließen sie mich in Frieden — ja, sie verlangten nach meiner Freundschaft.

Mondschein war dann plötzlich verschwunden. Aber ich entbehrte ihn nicht mehr. Er hatte mich erlöst. Die Stube hatte aufgehört, mein Käfig zu sein. Die Straße fing an, mir immer mehr zu gehören. Und nicht nur die Straße, in der wir wohnten. Ja, eine wahre Entdeckerwut kam über mich.

Ich schlich in alle Hauseingänge und luchste in den Treppenhäusern umher. So kam ich eines Tages durch einen Torweg über einen holperig gepflasterten Hinterhof an eine Remise. Die Tür war nur angelehnt. Ich klemmte mich hinein und sah mitten in dem kahlen Raum einen Mann sitzen. Der Mann saß mit dem Rükken nach der Tür und merkte mich nicht.

Aber was tat der Mann? Ich habe — glaube ich — vor Verwunderung mit offenem Munde dagestanden. Der Mann steckte einen roten oder einen blauen Beutel über ein dünnes Rohr. Es zischte. Der rote Beutel dehnte sich und ward eine leuchtende, etwa länglichrunde Blase. Der Mann drehte ein Band um das untere Ende und — wupp! — flog die rote oder blaue Blase hoch, bis sie unter der weißen Decke hängen blieb.

Dort oben unter der Decke hingen schon viele solcher roten und blauen Blasen und schwankten hin und her. Es war wie im Märchen.

Ganz still stand ich und sah dem Manne zu. Auf einmal ging es: kracks! Ich erschrak und wollte schnell Reißaus nehmen. Aber die schwere Tür war ins Schloß gesprungen. Und da stand ich und rüttelte daran vergeblich. Der dicke Mann sah sich um. Er lachte. „Hallo!", sagte er, „hast du zugeguckt? — Na, dann sei man nicht bange. Da!" Und damit stand er auf, langte in die Höhe, zog einen großen roten Ballon herab — denn so nannte er die Blasen, die ich zum erstenmal in meinem Leben sah — und gab mir das Fadenende in die Hand. „Halt ihn gut fest!", sagte er, „den schenke ich dir."

Ich weiß nicht, wie ich nach Hause gekommen bin. Ich glaube, ich bin geflogen. Meine Mutter meinte: „Hat der Mann ihn dir wirklich geschenkt?" „Ja", sagte ich, „wirklich!", und streichelte dabei dem dicken Mann in Gedanken sein gutes Gesicht.

Zwei Tage blieb der Ballen rund und prall. Ich hatte meine große Freude an ihm und mußte achtgeben, daß ihn mein Bruder nicht zu zärtlich anfaßte. Danach bekam er Runzeln und wollte nicht mehr steigen. Er ward kleiner und kleiner und schrumpfte endlich zu jenem Beutelchen wieder zusammen, das er in der Remise bei dem dicken Manne zu allererst gewesen war. Meine Mutter wollte ihn noch wieder aufpusten. Da gab es einen kleinen Knall, und nur ein armseliges Stückchen roter Haut hing über ihrer Hand.

Ich dachte an die Remise und wie mein Ballen dort hochgestiegen war und geleuchtet hatte. Und ich sah auf den Rest in meiner Mutter Hand. Und war sehr traurig.

Nächtelang träumte mir von allem, was ich lieb hatte, daß es ein roter Ballon wurde, leuchtend hochstieg, langsam kleiner und kleiner ward und endlich verschrumpft und elend unten wieder ankam.

Zuletzt stieg auch Herr Pornhagen in die Höhe.

Er allein blieb rund und prall und krebsrot.

Der Steuermann

Eine Geschichte vom Stillen Ozean / Von Walter Persich

„Alles im Leben verdanken wir einem anderen", sagte mir Kapitän Frederik Hundertmark an jenem Tage, als ihn die Dampfschiff-Reederei zum Führer ihres größten Passagierschiffes ernannt hatte.

Damals im Stillen Ozean war das auch so — als ich in einer Nacht stellvertretender Steuermann wurde. Das heißt, unsere Bark kriegte plötzlich einen diesigen Wind von Achtern, und gegen Morgen hatten wir den schönsten Sturm, daß wir allesamt mit dem Klabautermann Bruderschaft schlossen. Unser eigentlicher Steuermann war nämlich gerade einen Tag vorher über Bord gegangen.

Diese Seebären haben ein eigenartiges Lächeln. In ihren roten Gesichtern steht irgendwo der Schalk, rundherum geht die innere Güte, und das große Wissen um die Dinge liegt im festen, etwas blinzelnden Blick der fast farblosen, grauen oder blauen alten Augen.

„Dja, das kam so: Sonnabends gegen Sonnenuntergang holen wir uns alle eine Pütz Wasser, stellen uns, blank wie Adam, aufs Deck und schrubben uns das bißchen Dreck runter, das man auch auf einer blitzsauberen Bark ohne Qualm und Maschinenschmiere noch kriegt. Eine lustige Arbeit war das immer auf den Segelschiffen, die Staatsbaderei für den Sonntag! Mit Süßwasser mußte gespart werden, darum konnten wir uns den Luxus nur alle Woche einmal erlauben.

Wie wir da so stehen, sagt Bartels zu mir:

„Frederik", sagt er, „ist Dir auch schon aufgefallen, daß der Steuermann, der van Eck, 'n Dreckpudel ist?"

Nicht einmal in den drei Wochen Fahrt von Altona, wo er angeheuert wurde, bis in den Stillen Ozean, hatte sich der Kerl ein einziges Mal abgeschrubbt. Wir reden grad hin und her, da taucht sein breiter Kopf mit der Mähne vom Vorderdeck her auf. Er geht schwer mit seinem Wassereimer an uns vorbei und gradaus in die lütte Kombüse mit 'n Herz an der Tür, die auf Segelschiffen dem Leichtmatrosen wie dem Käp'n gleich gehört. Badet er darin? Komisch — denken wir!

Blank zieht der Sonntag über die Kimmung. Wir laufen mit drei, vier Knoten Fahrt immer so eben hin. Nach der Messe sagt der Käp'n:

„Na, Jungs, denn macht euch man heute son büschen Gemütlichkeit. Zwei Kessel Süßwasser spendier' ich für 'n Grog . . ."

Das ist 'n Hallo. Da wird denn gesungen „Nach der Heimat möcht' ich wieder" und „Auf der Reeperbahn nachts um halb eins . . ." all das Zeugs das so 'n seekatriger Fahrensmann plärrt, wenn er lange die Planken unter den Füßen hat . . .

Gegen Abend gibt der „Breite", so hieß van Eck bei uns, mir das Steuer und trinkt zwei Wochen lang mit dem Alten einen nach dem andern. Ich lieg nachher schon in der Koje, weckt mich ein gehöriger Buff.

„Hallo, Frederik", hör ich Bartels halblaut sagen... „Was gibt's, laß mich doch schlafen..."

„Mensch", sagt er, „hör zu! Ich stehe Wache. Da kommt der Breite an mir vorbei, sternhagelvoll, steuert backbords in die Koje. Und dabei zieht er immer den linken Fuß so komisch nach, so..." und Bartels geht im Zwielicht der Oelfunzel hin und her und erklärt mir die Sache. Der linke Fuß tritt auf wie der rechte, dann stockt der Gang, und nun zuckt der linke Fuß ganz eigenartig in die Höhe, als müsse er etwas nachschleifen. — — —

Die nächsten Tage kennt kein Matrose ein anderes Gespräch, als das vom nachschleifenden Fuß des Breiten.

Decksjungen müssen schließlich irgendeinen Zweck, außer dem Ohrfeigen zu kriegen, haben — unserer erblickt seine Aufgabe in phantastischer Schwatzsucht. Natürlich hat er mit dem Koch gequatscht. Der Jung kommt geheimnisvoll in unsere Runde und brüllt:

„Wißt ihr, was Ruckel sagt? Der Breite..."

Ein Hieb in den Rücken bringt ihn zur Besinnung, er berichtet flüsternd weiter: Der Koch habe einmal an Land in einer holländischen Straf-Kolonie einen Trupp Sträflinge gesehen. Alle trugen eine Kette um den linken Fuß geschmiedet und daran eine schwere Eisenkugel, größer als eine Männerfaust. Niemand kann mit diesem Hindernis flüchten. Und der Breite ist Holländer...

Zwei unserer Matrosen sind Dänen. Einer von ihnen hat Deckdienst bei unserer nächsten Baderei und bringt nach der kleinen Kombüse mit dem ausgeschnittenen Herzen in der Tür die beiden Lampen, die von innen in eine verglaste Vertiefung gestellt werden und die Decks seitlich erhellen. Niemand denkt daran, daß vor zwanzig Minuten, als es noch hell war, der Breite mit seinem Eimer hineingegangen ist. Der Däne reißt die Tür auf und der Strahl seiner Lampe fällt gerade auf die Brust des halbnackten Steuermanns. Ein kreisrundes rostbraunes Mal taucht auf, zwei verschlungene Buchstaben und eine Nummer — ich weiß es noch wie heute: 1733.

Im selben Augenblick trifft den Dänen ein Schlag vor die Stirn, er taumelt, und wenn nicht Bartels schnell genug hinzuspränge, würde die Lampe auf den geteerten Bohlen Feuer geben. So steht der Breite, umringt von allen Matrosen, in der offenen Tür. Der Däne hält noch ein Licht, Bartels das andere und der Landsmann des Angegriffenen starrt, gerade vor dem Breiten, auf die rote Zahl 1733. Jetzt erinnern wir uns, den Steuermann immer in geschlossenen Jacken gesehen zu haben. Und fällt ein roter Hautreif um seinen linken Fußknöchel auf. Jetzt drängt der Koch sich vorwitzig noch weiter an den eisern dastehenden Mann... und schreit mit seiner spitzen Stimme:

„Ein Sträfling ist er! Den Strafkolonisten wird dieses Zeichen auf den Leib gebrannt . . ." klapp, liegt er am Boden, ein schwerer Körper setzt zum Sprung an, der Breite überrennt zwei Leute . . ., macht eine kleine Wendung und saust über die Reeling, mit einem Satz ins Meer.

Es dauert Minuten, bis der Bootsjunge „Mann über Bord" brüllt. Vier Leute stehen am Boot, schon ist der Schatten des Steuermanns in Dunkelheit und Entfernung nicht mehr auf dem Wasser zu sehen. Endlich sitzen wir an den Riemen. Der Däne hält die Laterne hoch, irgendwo im Lichtkegel taucht ein Kopf auf, verschwindet . . .

Das letzte, was wir hören, ist ein dumpfer, tierhafter Schrei. Der Silhouette nach muß es ein Haifisch sein, der den Geflüchteten anfällt. Wir haben ihn nicht gefunden — und unseren Steuermann, den Breiten, auch nicht."

Kapitän Hundertmark schwieg lange.

„Deshalb", sagt er endlich, meine ich: wir verdanken alles einem anderen. Deshalb nämlich mußte ich vertretungsweise Steuermannsdienst übernehmen. Wenn irgendwem, dann verdanke ich es dem geflüchteten Sträfling, daß ich auf die Idee kam, das Examen endlich zu machen. Heute bin ich Käp'n auf einem herrlichen Dampfer, habe auf irgendeine Art was erreicht im Leben und doch, lieber Freund, ich wollte, wir könnten noch einmal, Bartels und ich mit dem Breiten auf der Bark im Stillen Ozean herumschwimmen.

Netter Besuch

Humoreske von Hans Langkow

Müllers hatten sich zum Abendbrot niedergelassen und der Hausherr zückte gerade das Messer, um seinen Matjeshering kunstgerecht zu zerlegen, während seine Gattin die Schüssel mit den dampfenden Pellkartoffeln auf den Tisch stellte und das Töchterlein den Salznapf herbeibrachte, da trat die Katastrophe ein.

Diese Katastrophe hieß Anton Heinrich Mehlmann und war eine alte Geschäftsbekanntschaft von Herrn Müller, der ihm auch gesagt hatte „Kommen Sie doch mal bei mir mit ran, wir können dann gemütlich zusammensein, aber schreiben sie vorher — —"

Frau Müller wurde blaß; Herr Müller zog gefaßt das Messer aus dem Heringsleichnam.

„Unverhofft kommt oft", schrie er begeistert, und merkte nicht, daß die Gesichter seiner Opfer alles andere als gerade begeistert aussahen. Dann aber siegte die Gastfreundschaft im Busen der Familie Müller. Kaum hatte er der Frau des Hauses die Hand mit der Stärke einer Baumwollpresse gedrückt, als Frau Müller auch schon mit der opferbereiten Haltung einer Hausfrau, die weiß, was sie ihrer Küche und ihrem Heim schuldig ist, sanft sagte:

„Wir haben es heute sehr einfach, Herr Mehlmann, aber wenn ich Ihnen vielleicht ein paar Spiegeleier — —"

„V i e r Eier! Großartig!" rief Mehlmann, „und wenn Sie vielleicht noch die Güte haben wollten — — ein Stückchen Schinken — — ein paar Oelsardinen — denn wäre ich zufrieden — — ich habe Hunger, Hunger wie ein Wolf — —!"

Seufzend aber gefaßt sandte Frau Müller einen Blick zu ihrer Tochter. Sie gingen hinaus, erst in der Küche ihr Los beklagend.

Aber auch Herr Müller hatte seine Sorgen, denn es störte ihn sehr, daß Mehlmann nun gleich eine große Rede über die Liefermethoden von Schädlich, Modrich & Co. zu halten begann, denn erstens mußte er ja nun höflicherweise den Sprecher dabei ansehen, und das verzögerte die anatomische Zerlegung des mehrfach erwähnten Herings wieder um Erhebliches, und zweitens liebte er es überhaupt nicht, beim Essen von geschäftlichen Dingen zu reden.

Aus dieser Lage befreite ihn das Anrücken der weiblichen Mitglieder seiner Familie, die mit der Miene duldender Büßerinnen verschiedene gefüllte Teller und Schüsseln vor Mehlmann niedersetzten. Der Redefluß versiegte sofort, Mehlmann begann einzuhauen.

Mutter und Tochter aßen still und verbittert. Es war die Ruhe vor dem Sturm. Eigentlich hatte sich Herr Müller auf diesen Abend in seiner Famliie sehr gefreut, er wollte am kommenden Sonntag mit den Seinen ins Grüne fahren, und die Vorbesprechung solcher Expedition war in der wahrhaft glücklich lebenden Familie Müller immer eine besonders vergnügte und nette Angelegenheit.

Das wurde nun nichts. Müller überreichte dem Gast die Zigarrenkiste und überwand mannhaft die starke Neigung, sie ihm um die Ohren zu schlagen, als jener fröhlich wieherte:

„Aha, die B e s u c h s zigarren, nun i ch bin ja gegen alle tödlichen Gifte geimpft, werter Herr Müller!" Diese Regung Herrn Müllers verdoppelte sich zu einer fast unwiderstehlichen Mordlust, als er aus der besten Kognakflasche einschenkend, vernehmen mußte:

„— — riechen tut er gut, na auf alle Fälle bin ich ja in der Lebensversicherung — —"

Das alles war aber nur die liebliche Ouverture, denn jetzt begann Herr Mehlmann die „Platte" des Geschäftlichen abermals von vorne herunterzuschnarren, und als sie zu Ende war, kamen die Geschäftsmethoden daran, dann ein Lebensabschnitt „als ich noch so 'ne kleene Kröte war", der aber jede Originalität entbehrte, dann wieder „wissense daß der Röhricht nu ooch schon — — —" und so endlos weiter unter dem rastlosen Vorrücken des Uhrzeiger ein endloser Wasserfall nichtiger Worte und Dinge, der die Familie Müller vollkommen erschlug. Aber was tun, das Gastrecht ist heilig, selbst wenn es mißbraucht wird.

Lottchen machte endlich den ersten Vorstoß. Sie erhob sich.

„Gute Nacht, Papa, ich gehe schlafen. Ich bin müde", sagte sie, verabschiedete sich kurz und verschwand, tief enttäuscht, (denn sie hatte ihren Vater eigentlich fragen wollen ob Kurt, der junge Mann „mit den ernsten Absichten" nicht am Sonntag mitkommen dürfte, und angesichts des Herings mit Pellkartoffeln hatte sie nicht an dem Erfolg ihrer Bitte gezweifelt!)

Drinnen unternahm Frau Müller eine Fortsetzung des Angriffs.

„Ja, das Kind muß früh raus," erklärte sie, „du übrigens auch, Martin", wandte sie sich an ihren Mann. Der nahm den Ball auf.

„Donnerwetter ja," stieß er mit einem langen Blick auf die Uhr hervor.

Aber so schnell ließ sich Mehlmann nicht abschrecken.

„Oh, wenn Sie müde sind" drehte er sich zu der Hausfrau, „dann genieren sie sich nicht. Wir sind ja harte Männer und eher gewöhnt länger auszusetzen. Es ist ja so gemütlich bei Ihnen und ich bin nun mal ein alter Nachtvogel."

Seufzend überließ Frau Müller den Gatten seinem ungewissen Schicksal, verabschiedete sich und ging.

Mehlmann aber schwadronierte weiter. Müller warf ab und zu ein mattes Wort dazwischen, immer in der stillen Hoffnung, der Redestrom müsse doch mal versiegen, wie der Inhalt der Kognakflasche, der sich jetzt wirklich dem Ende näherte.

Endlich schlug es eins. Herr Müller begann seine gute Erziehung langsam zu bereuen. Er gähnte laut und energisch und schlug heroisch alle Wünsche seines Gastes ab, als da waren, erstens die Oeffnung einer neuen Flasche Kognak: zweitens das Anstellen des Radioapparates, drittens „nen kleinen Offiziersskat zu zweien, viertens „hier rum irgendwo 'nen Schluck nehmen."

Da begann Mehlmann allmählich was zu merken. Er brach geräuschvoll auf, die Frauen fuhren entsetzt aus dem ersten Schlummer hoch, weil sie dachten, ein Erdbeben sei im Anzug.

Als Herr Müller den Gast die Treppen hinunterbrachte, verspürte er die innige Neigung, die breite Rückseite des Andern mit seiner Stiefelspitze in Berührung zu bringen — und Herr Müller war, wie bemerkt, ein wohlerzogener friedlicher Mann.

Endlich klirrte der Schlüssel in der Haustür.

„Gute Nacht, Müllerchen" schmetterte Mehlmann, „es war sehr nett bei Ihnen — — da komme ich mal öfter — — Sie wissen, unverhofft kommt oft, bloß, wissen Sie, die Eier waren mir nicht hart genug gekocht."

Ein lieber Kerl, dieser nette Besuch!

Das Geheimnis des Rheingolds

Ein Blick hinter die Kulissen des Staatstheaters

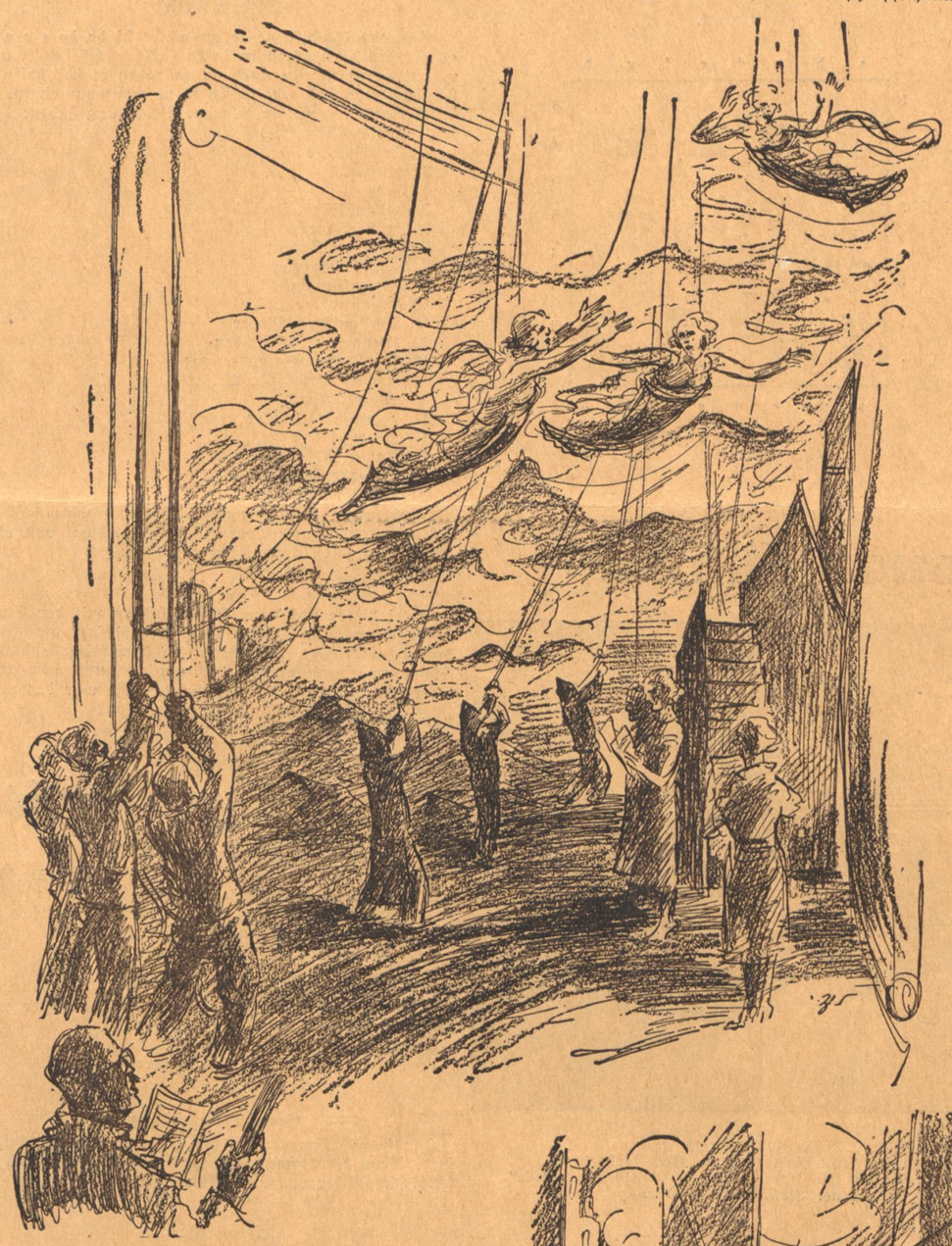
An einem sonnigen Samstagvormittag betreten wir das Theater und suchen uns einen Weg hinter die Bühne. Sonst ist dieser ja allen Leuten, die nicht „vom Bau" sind, streng verschlossen; wir verdanken es der Liebenswürdigkeit des Intendanten, daß wir ausnahmsweise den Vorbereitungen zu der neueinstudierten Vorstellung des „Rheingold" beiwohnen dürfen.

Noch liegt die Bühne ganz leer im nüchternen, grellen Licht einiger Bogenlampen. Erst jetzt sieht man, was das für ein gewaltiger Raum ist; schwindelnd schauen wir hinauf auf den Schnürboden, wo einige Arbeiter beschäftigt sind, die Prospekte auszuwechseln. Auch um uns herum ist geschäftiges Treiben. Von allen Seiten bringen die Bühnenarbeiter hölzerne Gestelle, Leinwandfelsen und Versatzstücke her. Bald zeigt sich der Aufbau der hochgelegenen Wiese, die hinten vom Rheintal durchschnitten wird, des Schauplatzes der zweiten Szene des „Rheingold". Das sind ja die Schwierigkeiten dieses Vorspiels zum „Ring des Nibelungen", daß Wagner nicht nur drei Verwandlungen bei offenem Vorhang verlangt, sondern daß er für die Verwandlungen nur eine mehr als kärgliche Frist gelassen. Da muß nun alles auf das Kleinste vorbereitet sein. Das bietet auf unserer verhältnismäßig kleinen und altmodischen Bühne viel mehr Schwierigkeiten, als auf einer großen, ganz modern eingerichteten, wo auf einen Fingerdruck die Hälfte der Bühne in der Versenkung verschwinden kann. Darum ist größte Aufmerksamkeit beim Aufbau geboten. Der technische Leiter des Staatstheaters, Rudolf Walut, überwacht mit Argusaugen die ganze Arbeit, keine noch so geringfügig erscheinende Kleinigkeit entgeht seinem kritischen Blick. Und ebenso sorgsam prüft der Schöpfer des neuen Bühnenbildes, Emil Burkard, das werdende Werk.

Auf der einen Seite werden die Schwimmapparate für die Rheintöchter hergerichtet: an für den Laien beängstigend dünnen Drahtseilen hängen Körbe, die mit Polstern ein bißchen bequemer gemacht sind; in sie werden abends die Damen des Balletts eingeschnallt, die die Fluten des Rheins in unheimlicher Schnellizkeit und Wendigkeit zu durchschwimmen haben. Nun kommen aber von der anderen Seite die Arbeiter, um die Riffe aufzubauen, die vom Grunde des Rheins in die Höhe ragen. Ganz vorn auf der Bühne eine Reihe Felsen, die in geschlossener Linie die ganze Breite der Bühne durchziehen. Dahinter werden zwei stolze Felsen aufgebaut. Es sieht drollig aus, wie sie in der Mitte des lieblichen Wiesengrundes stehen, der zur freien Höhe emporführt. Fest werden diese Riffe angeschraubt, dahinter die Leitern, auf denen sie Alberich erklimmen muß. Die müssen so sicher sein, daß der Sänger nicht zu Schaden kommt, aber auch so fest, daß sie nicht mitten unter der Vorstellung zu wackeln anfangen! Inzwischen sind die Prospekte aufgehängt worden, die Nibelheim, das düstere Reich Alberichs, zu begrenzen haben. Andere haben hinten, wo im zweiten Bild der Rhein fließend gedacht ist, Scheinwerfer aufgestellt, um die innersten Winkel dieses unheimlichen Reichs blutrot zu beleuchten.

Jetzt hat, ganz unerwartet schnell, das Szenenbild greifbare Gestalt angenommen. Wer das „Rheingold" genauer kennt, weiß nun allmählich Bescheid, wozu alle Einzelheiten dienen. Jetzt wird der neue Rundhorizont aufgerollt und auf dem Boden verspannt, das Bühnenbild ist fertig! Auf einmal steht in der Mitte der Bühne ein kleiner Kasten, in ihn kriecht ein Beleuchter hinein und läßt sich hinaufziehen bis in die Höhe des Schnürenbodens. Unheimlich hängt der Tragstuhl dort hoch oben vor dem großen Wolkenapparat. Der wird heut einer anderen Aufgabe dienstbar gemacht. Auf allen Seiten setzt der Beleuchter die Scheiben ein, die die Wellenbewegung des Rheins auf den Rundhorizont übertragen sollen. Langsam dreht sich der Apparat, bis endlich die Wogen still und ruhig und glaubhaft echt dahinströmen.

Wie wird aber der Eindruck erreicht, daß auch die Felsen und Riffe vom Rhein überflutet werden? In der ersten Szene schließt ein Schleiervorhang die Bühne ab. Ein im Orchester aufgestellter Apparat malt auf ihn die flutenden Wogen, aber das Licht durchdringt ihn auch und läßt auf den Versatzstücken das Wasser vorüberziehen. Während so das große Rund der Bühne von den Wellen überflutet wird, probiert ein anderer Beleuchter den Bau der Walhall. Stolz erscheint am Horizont, aber — welch nie gesehener Anblick! — Walhall, das am Schluß der Götterdämmerung in Flammen aufgehen soll, ist jetzt vom Wasser ganz überflutet! Und dann wird mit vieler Geduld — aber es fallen auch ungeduldige Worte dabei! — der Regenbogen ausprobiert, der von der freien Höhe hinüber nach Walhall führen soll. Da kommt es auf jeden Zentimeter an, aber endlich sitzt er auf der richtigen Stelle. Jetzt hat alles geklappt: 22 Mann, die alle langjährig erprobte Bühnenarbeiter sind, haben den komplizierten Aufbau in weniger als 2½ Stunden fertig gestellt. Noch nicht fertig ist aber der Schöpfer des Bühnenbildes. Emil Burkard läßt die Maler kommen und hier noch einen Fels dunkler, hier heller malen. Es gehört ein ganz besonderer Blick dazu, in dem harten, hellen Licht der Probe zu ermessen, wie eine Farbe später im Bühnenlicht wirken wird!

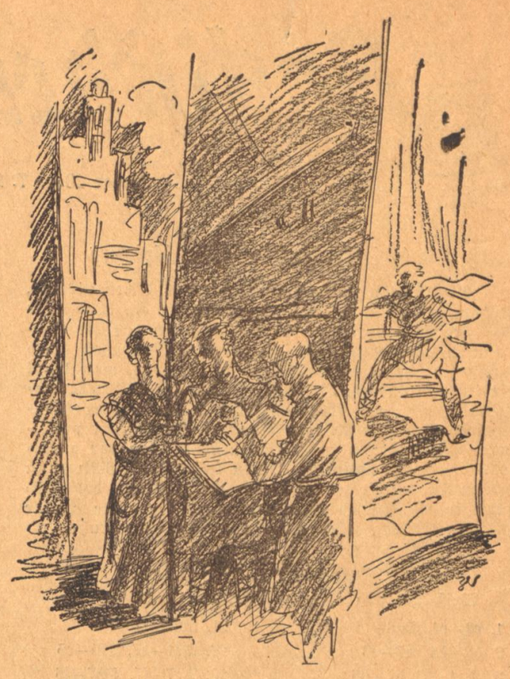


Aber jetzt ist wirklich alles vorbereitet, das Licht wird gelöscht, finster liegt die Bühne.

Am Abend sieht die Bühne ganz anders aus! Düsteres Licht vermag kaum die Dunkelheit zu durchdringen. Alles redet mit gedämpfter Stimme, in den Zuschauerraum darf kein Laut dringen. Rechts und links der Bühne stehen Feuerwehrleute, der Inspizient mit einer abgeblendeten Lampe vor der Brust eilt nervös hin und her, der Intendant schaut nochmals, ob alles in Ordnung ist, Generalmusikdirektor Nettstraeter kauert, schon im Frack, auf dem Souffleurkasten und gibt die letzten Anweisungen, Alberich versucht, ob die steile Leiter auch fest sitzt. Auf der Seite tauchen die drei Rheintöchter auf; sorgsam werden sie festgeschnallt, während draußen schon die ersten Klingelzeichen ertönen. Bald schweben sie in beängstigender Höhe hoch oben am inneren Bühnenrand. Die Sängerinnen der Rheintöchter huschen auf ihre versteckten Plätze: Da ertönt schon das leise Kommando „Bühne frei!" — alles verschwindet. Von draußen ertönen gedämpft die flutenden Akkorde, kaum merken wir, daß sich der Vorhang auf ein Zeichen des Dirigenten hebt — und schon schwimmt mit elegantem Schwung Floßhilde auf die Bühne.

Die ganze Bühne ist dunkel, damit man von außen die Drähte nicht sieht. Dunkel gewandet, wie Mönche anzuschauen in ihren schwarzen Mänteln und Kapuzen, sind auch die Bühnenarbeiter, die die Bewegungen der Rheintöchter regeln, während auf der Seite starke Männer bemüht sind, die armen Opfer an dicken Seilen höher zu ziehen. Der Inspizient steht mit seinem Klavierauszug daneben: „Erste tiefer!", „Zweite nach links!", „Dritte und erste hoch, nahe beisammen". Und getreu werden alle diese Befehle befolgt. Der Bühnendirigent gibt einen Einsatz, das Rheingold glüht im Sonnenlicht auf, die Rheintöchter umschwimmen es jubelnd. Aber Alberich raubt das glänzende Gold, verschwindet in der Tiefe, die Rheintöchter stürzen ihm nach — und schon deckt tiefstes Dunkel die Bühne. Ein lichtabschließender Vorhang fällt, es wird hell, und mit unheimlicher Schnelligkeit werden die nötigen Arbeiten ausgeführt, kaum unterbrochen durch eine halblaute Anordnung. Da verschindet die ganze Reihe der vorderen Rheinfelsen in der Versenkung, die Riffe werden weggetragen. Die Rheintöchter laufen schon auf ihren natürlichen Beinen davon, die Schwimmapparate werden auf der Seite in Sicherheit gebracht, da haben auch schon Wotan und Fricka auf dem Wiesenteppich schlafend Platz genommen, die richtige Beleuchtung wird eingeschaltet — und „Bühne frei", heißt's wieder, und zur vorgeschriebenen Minute wird den Zuschauern die neue Szene sichtbar.

Wir aber benützen die Auseinandersetzung zwischen den Göttern, um hinunterzusteigen in das Reich des Beleuchters, das sich neben dem Souffleurkasten befindet. Eine verwirrende Menge von Hebeln und Schaltern ist hier angebracht. Jede Lampe im Bühnenraum kann von hier aus eingeschaltet, in ihrer Stärke geregelt werden; aber auch eine ganze Reihe läßt sich zusammenfassend bedienen. Ein merkwürdiges Buch liegt vor dem Beleuchter, in ihm ist in für den Laien unverständlichen Zeichen die Beleuchtung für den ganzen Abend angegeben; eine „Lichtpartitur" möchten wir dies krause Buch nennen. Leise, um nicht zu stören, verlassen wir den unterirdischen Raum und werfen nur einen Blick auf die Musiker, die unter den Bühnenboden schlüpfen, um

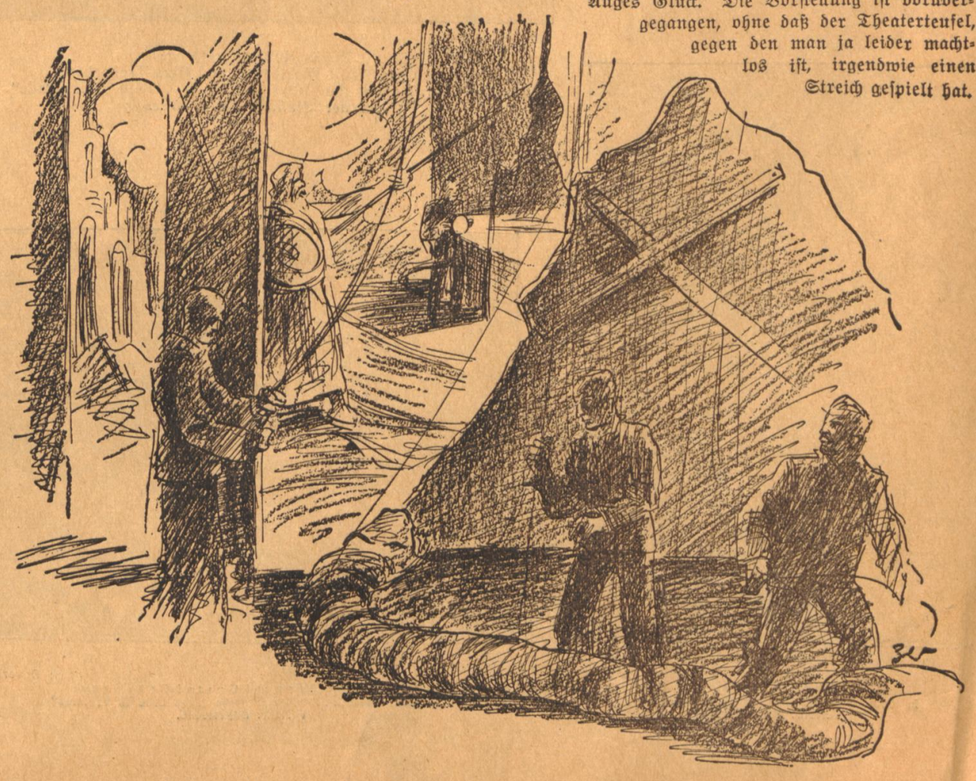


in der nächsten Verwandlung die Ambosse zu bedienen. Nun geht's auf schwindelnder Treppe hinauf zur oberen Beleuchtungsbühne, wo die verschiedenen Beleuchtungsapparate angebracht sind. Wer nur das Bühnenbild und seine veränderliche Beleuchtung kennt, macht sich keinen Begriff von all der zuverlässigen Arbeit, die hier gefordert wird. Doch wie wir wieder zurückkommen auf unseren alten Platz, schicken sich Wotan und Loge gerade an, in Alberichs Reich hinunterzusteigen.

Schleier wallen auf, die Ambosse hämmern ihren eisernen Rhythmus. Von oben fallen Prospekte, die die Szene verhüllen, da wird neben uns die Riesenschlange zwischen die Kulissen geschoben, in die sich Alberich später verwandeln muß. Die Nibelungen nahen zitternd vor Alberichs Ring mit dem Schatz; sie tragen ihn bei uns vorbei; er ist ganz gewiß nicht aus echtem Gold, aber er wird ihnen doch gleich von hilfsbereiten Männern abgenommen, daß er in der nächsten Szene am richtigen Ort bereitsteht. Kleine verhutzelte Gestalten sind die Nibelungen mit krausen Haaren und wirren Bärten; sehen wir sie aber in der Nähe an, so lachen uns die schelmischen Augen vergnügter Ballettmädchen entgegen. Die Verwandlungen Alberichs sind gelungen; unter der Wirkung des Tarnhelms ist er unsichtbar geworden und hinter eine Kulisse geschlüpft. Der Inspizient, der jeden Sänger zu seinem Auftritt hinausbegleitet und an Hand des Klavierauszugs den Auftritt angibt, muß dasselbe jetzt auch bei der großen Schlange tun.

Die nächste Verwandlung ist nur die Umkehr der ersten. Auch sonst macht die letzte Szene wenig Arbeit mehr. Das schwüle Gedünst verbreitet sich über die ganze Bühne. Donnar besteigt den höchsten Felsen, der Bühnendirigent eilt hinter die Szene, damit der Blitz ja zur rechten Zeit kommt, während der Inspizient schon die Hand am Schalter „Donner" hat. Der Blitz flammt auf, betäubend kracht der Donner hinterher, in der Dunkelheit eilen die Rheintöchter hinten ins Rheintal zum letzten Einsatz, gefolgt vom Bühnendirigenten. Auf der Bühne wirds lichter: Walhall erscheint und über das Rheintal wölbt sich strahlend der Regenbogen. Die Klage der Rheintöchter ertönt, Loges höhnende Antwort — da reicht Wotan der Fricka die Hand und sie beschreiten den Regenbogen. Und sie beschreiten ihn wirklich! Wagners Forderung ist hier einmal vollkommen erfüllt, vollkommener als wir es je gesehen. Es ist ein verblüffender Ausweg, den hier Meister Burkard gefunden hat. Wie er das macht? Nun, das ist Bühnengeheimnis und sei hier nicht verraten.

Von draußen erklingen die feierlichen Des-dur-Klänge des Einzugs der Götter. Auf einmal bricht jubelnder Beifall los, wir merken erst daran, daß sich der Vorhang inzwischen geschlossen hat. Der Intendant eilt auf die Bühne, ebenso der Generalmusikdirektor; mit ihm treten die Sänger vor den Vorhang, um den begeisterten Dank der Zuhörer entgegenzunehmen, aber auch der Herr der Maschinen und der Bühnenbildner muß vor den Vorhang. Dahinter wünscht man sich gegenseitig leuchtenden Auges Glück. Die Vorstellung ist vorübergegangen, ohne daß der Theaterteufel, gegen den man ja leider machtlos ist, irgendwie einen Streich gespielt hat.



Badisches Schach

Folge 40 — 7. Oktober 1934

Die drei Erbübel des Schachspielers

sind Gefräßigkeit, Gedankenlosigkeit und Schematismus. Diesem dritten Uebel, das eigentlich nur ein besonderer Fall des zweiten ist, verfallen gewöhnlich nur die sogenannten „stärkeren" Spieler, deren Wissen schon durch Vorkommnisse getrübt ist. Man weiß etwas, man kennt die einzelnen Züge, die in ein bestimmtes System hereingehören, ohne sich über den Sinn dieses Systems vollkommen klar geworden zu sein und ohne in der praktischen Partie genau zu prüfen, welcher Zug der gegenwärtigen Lage entspricht. Einen lehrreichen Beitrag zu diesem Kapitel liefert die in der letzten Runde des diesjährigen Pfälzischen Schachkongresses gespielte Partie zwischen Hussong (Mannheim) und Rutz (Karlsruhe).

Dameninidisch

Weiß: Hussong	Schwarz: Rutz
1. c2—c4, Sg8—f6	21. b2:c3, Tf8:f5
2. d2—d4, e7—e6	22. Te1—e7, Tf5—e5
3. Sg1—f3, b7—b6	23. Te7—f7, Sd7—f6
4. g2—g3, Lc8—b7	24. Tf7:c7, Sf6:d5
5. Lf1—g2, Lf8—b4+	25. c4:d5, Te5:d5
6. Lc1—d2, Lb4:d2+	26. Tc7:a7, Td5—c5
8. 0—0, d7—d6	27. Ta1—c1, h7—h6
7. Dd1:d2, 0—0	28. Tc1—c2, Td8—c8
9. Sb1—c3, Sf6—e4	29. Ta7—a3, b6—b5
10. Dd2—c2, Se4:c3	30. Ta3—b3, b5—b4[3])
11. Dc2:c3, Sb8—d7[1])	31. Tb3:b4, Tc5:c3
12. Tf1—e1, f7—f5[2])	32. Tc2:c3, Tc8:c3
13. Sf3—g5!, Dd8:g5	33. Tb4—b2, Kh8—h7
14. Lg2:b7, Ta8—d8	34. Kg1—f1, h6—h5
15. f2—f4, Dg5—f6	35. Kf1—e1, h5—h4
16. e2—e4, e6 —e5	36. g3:h4, Tc3—h3
17. d4:e5, d6:e5	37. Ke1—d1, Th3:h4
18. Lb7—d5+, Kg8—h8	38. a2—a3, Kh7—g6
19. f4:e5, Df6:e5	39. Tb2—f2, Th4—a4
20. e4:f5, De5:c3	40. Tf2—f3, Kg6—h5
	41. Tf3—g3, g7—g5

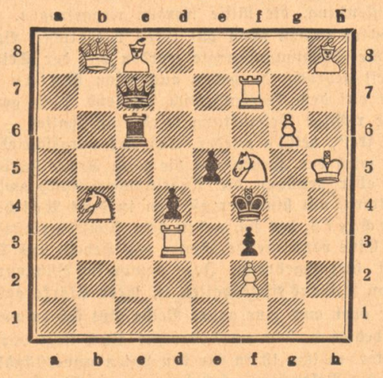
[1]) Der Schablonezug, richtig sofortiges f7—f5.
[2]) Jetzt zu spät, spielbar war noch De7 oder auch Lc4.
[3]) Besser war es, sich die Doppeltürme zu erhalten, jetzt ist das Remis nicht mehr einfach.

In dieser Stellung beschritt Schwarz mit g5—g4 einen interessanten Fehlweg, hätte aber unentschieden halten können. Mit welchem Zug?

Problem Nr. 32

G. Becker-Durlach.

Urdruck.

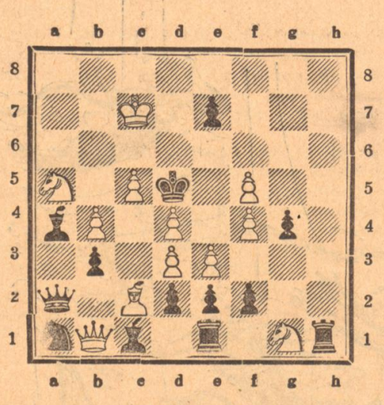


Matt in 2 Zügen.

Problem Nr. 33

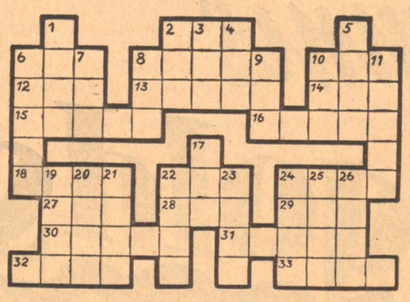
G. Becker-Durlach.

Urdruck.



Matt in 3 Zügen.

Kreuzwort-Rätsel



Waagrecht: 2. Körperliche Erfrischung, 6. Anerkennung. 8. Biblische Stadt, 10. Anderes Wort für Vorgebirge, 12. Weiblicher Personenname, 13. Kampfplatz im alten Rom, 14. Schweizer Kanton, 15. Stadt in der Niederlausitz, 16. Tonkünstler, 18. Französischer Opernkomponist, 22. Chemisches Element, 24. Israelitischer König, 27. Stadt in Südtirol, 28. Weiblicher Personenname, 29. Singstimme, 30. Kirchliche Feier, 31. Weiblicher Personenname, 32. Inhalt einer Schrift, 33. Kauwerkzeug. — Senkrecht: 1. Männlicher Personenname, 2. wie 22. waagrecht, 3. Abschiedswort, 4. Russischer Strom, 5. Verpackungsgewicht, 6. Stadt in der ehemaligen Provinz Posen, 7. Gaststätte, 8. Nebenfluß der Donau, 9. Denkzeichen, 10. Haustier, 11. Singvogel, 17. Ort in Baden, 19. Brettspiel, 20. Männlicher Personenname, 21. Teil des Schiffes, 22. Alkoholisches Getränk, 23. Ruhepause, 24. Mineralisches Gewürz, 25. Weiblicher Personenname, 26. Gebiet der USA.

Silben-Rätsel

Aus den 55 Silben: ae an as be di do do e e e el es gat gen gern go in in in ka ka le le lek lett li licht mi mi ne ne ni nin nord ny ra ra re re sche schlin se sel sig sik son such ten ter tiv tü ve wei won zei sind 20 Wörter zu formen, die folgende Bedeutung haben:

1. Trojanischer Held
2. Vermächtnis
3. Lesestoff
4. Harz
5. Holländisches Seebad
6. Große Freude
7. Stadt im Orient
8. Schiffsbewegung
9. Bienenkönigin
10. Anteilnahme
11. Italienischer Maler
12. Kommen und Bleiben
13. Weiblicher Personenname
14. Trockenmittel für Oelfarbe
15. Blauer Farbstoff
16. Englischer Dichter
17. Singvogel
18. Paradies
19. Naturerscheinung
20. Bettüberzug.

Nach richtiger Formung der Wörter ergeben diese in ihren Anfangs- und Endbuchstaben, beidemal von oben nach unten gelesen, ein Zitat von Linné.

Denkaufgabe

Zwei Väter und zwei Söhne fuhren mit der Eisenbahn. Unterwegs wurden vom Zugschaffner die Fahrkarten kontrolliert. Da zeigten die zwei Väter und zwei Söhne zusammen drei Fahrkarten vor, und doch hielt jeder eine Fahrkarte in der Hand. Wie war das möglich?

Rösselsprung

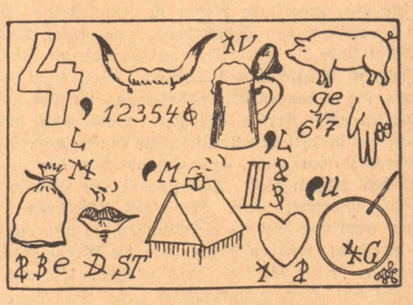
ihr	den	dir	ein	ru	den	ken	wer	ei
mit	trach	hig	freun	schen	ger	mgl	und	so
ne	haus	se	ter	ten	wenn	schens	ver	ter
seg	euch	wal	als	tl	göt	auf	viel	mehr
ver	won	ber	und	er	den	mann	wün	be
mann	nen	den	fein	sel	haus	die	noch	deln
aber	den	und	mö	ken	und	sie	lie	und
denn	nen	krän	weib	ein	gen	ge	herz	ßen
ein	blick	ret	ist	herz	der	be	ger	cher
ei	nichts	in	an	geh	bes	li	nie	nur

Einschalträtsel

Lehe — Sofa — Pakt — Leer — Strich — Tier — Lea — Brett — Ader — Oer.

In die vorstehenden Wörter ist je ein Buchstabe einzuschalten, daß Wörter neuer Bedeutung entstehen. Die eingeschalteten Buchstaben nennen im Zusammenhang ein Gebirge am Rhein.

Bilder-Rätsel



Auflösungen

Kreuzwort-Silbenrätsel. In Not und Sorge wohlbewahrt hat sich das Saarland deutsche Art. Noch legt der Fremdling seine Hand mit Eisenschwere auf dies Land, das mannhaft kämpft und mann haft ringt, bis ihm die Siegespalme winkt: Daß deutscher Grund hier unversehrt zum Mutterlande wiederkehrt. Du Deutscher, dies gilt deine Pflicht: Vergiß des Saarlands Treue nicht!

*

Silbenrätsel: Waagrecht: 1. Essen, 3. Trier, 5. Richard, 7. Liste, 8. Aster, 9. Trope, 11 Storm, 13. Krefeld, 14. Halle, 15. Ragaz. — Senkrecht: 1. Engel, 2. Nocke, 3. Tiara, 4. Rotor, 5. Rostock, 6. Detmold, 9. Teich, 10. Ebene. 11. Speer, 12. Mainz.

*

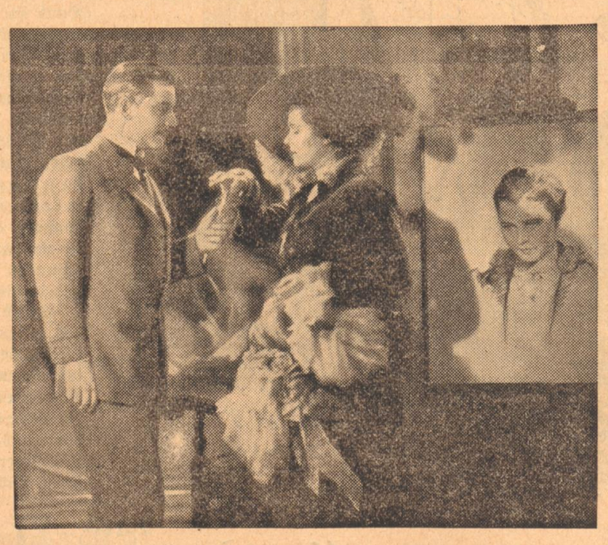
Kreuzworträtsel: a) 1 Talent, 7 Arena, 8 Hai, 9 Ade, 10 Tell, 12 Argolis, 15 Gur, 16 Barton, 19 Aloe 20 Nab, 22 Lot, 23 Stier, 24 Adonis; — b) 2 Ara, 3 Leda, 4 Energie, 5 Kalif, 6 Pilsen, 8 Hel, 10 Toronto, 11 Kabale, 13 Gut, 14 Salor, 17 Rot, 18 Nain, 21 Blei.

*

Dreifacher Sinn: Scholle.

Bilder aus neuen Filmen

Luise Ullrich und Adolf Wohlbrück in dem neuen Erich Waschneck-Film der Europa „Regine".



Etwas Konfekt gefällig?
Szene mit Adolf Wohlbrück und Olga Tschechowa
Aus dem Tonfilm der Tobis-Sascha im Ufaleih „Maskerade"
Auf der Staffelei Paula Wessely

Photo: Bavaria

Hans Albers
in dem Bavaria-Tofa-Film „Peer Gynt"
Verleih: Bayerische

Foto: Bavaria

Charlotte Susa und Gustaf Gründgens
in dem Atalanta-Film der Bavaria „Das Erbe in Pretoria".
Verleih: Bayerische.

Lustiges Allerlei

Im Kabarett

Komiker (Zum Kellner): „Herr Ober, nehmen Sie bitte die Preisliste der Getränke von den Tischen der Gäste weg! Sonst kann ich beim besten Willen die Herrschaften nicht zum Lachen bringen!"

*

Vorher und nachher

„Meine Frau benutzt den Punktroller schon über zwei Jahre!"

„Nun, ist schon was zu sehen?"

„Ja, der Roller ist jetzt viel dünner!"

*

Gerechte Entrüstung

Hausfrau: „Empörend, schon wieder ein Wäschestück fort! Wenn die Waschfrau so weiter stiehlt, dann sind die sechs Handtücher von der Mitropa bald alle!"

*

Je nachdem

Rechtsanwalt: „Die Verteidigung will ich gern übernehmen. Was kriege ich?"

Verbrecher: „Kriege ich nichts, kriegen Sie was. Kriege ich was, kriegen Sie nichts!"

*

Drohung?!

Die Feuerwehr einer Provinzstadt benötigte dringend eine neue Spritze. Aber es war kein Geld da. Da ließ der Vorstand Prospekte drucken und schickte sie an die reichen Leute der Stadt. Der Wortlaut dieser Prospekte war folgender: „Da wir dringend eine neue Spritze benötigen, so hoffen wir, daß auch Sie uns mit einer Geldsumme unterstützen werden, andernfalls wären wir gezwungen, ein Konzert zu veranstalten . . ."

*

Lapplands einziger Dichter

Lapplands einziger Dichter, der achtzigjährige Johann Turi, wurde durch Verleihung einer Goldmedaille durch die schwedische Regierung ausgezeichnet.

In Lappland ist es schwer für einen Dichter, sich durchzusetzen, denn von seinen besten Werken wird man sagen, daß sie „läppisch" seien.

*

Er weiß Bescheid

„So, Hänschen, nun sage mir mal, „Wo liegt Madeira?"

„Bei meinem Vater im Keller!" —

Der Sultan: „Allmächtiger Allah! Wie kommt denn mein Harem hierher?"

Vorsicht, bissiger Hund!
— „Können Sie denn nicht lesen?"
— „Doch, aber ich verkaufe Maulkörbe!"

Volk an der See

Ein Nordsee-Roman von Ferdinand Zacchi

Wir bringen heute die Fortsetzung des bisher in unserer Bildwochenschau erschienenen Romans, der durch die tiefe und echte Schilderung deutschen Nordseebauerntums das stärkste Interesse unserer Leser gefunden hat

Heme Haraldsen steht mit frohem Gesicht in der Tür des Pastorats, tritt ein, legt seinen Mantel gleich ab, klopft am Studierzimmer des Pastors an und geht gleich hinein in die große, altmodische Stube, die er so gut kennt von klein auf. Pastor Martin Grell sitzt am Schreibtisch über seiner Amtsarbeit. Der Raum ist nur von der Tischlampe des Geistlichen erhellt, so daß die schweren Möbel einen noch dunkleren, ungewisseren Eindruck machen.

Langsam hebt sich das Gesicht des Pfarrers, und als er den Eintretenden erkennt, sagt er, ohne aufzustehen: „Guten Abend, Haraldsen. Nehmen Sie bitte Platz. Ich muß dieses Schreiben erst noch rasch zu Ende bringen, denn es soll noch mit dem Postschiff hinüber."

„Ich habe Zeit, Herr Pastor", antwortete Heme Haraldsen und setzte sich in einen der großen Lederstühle, die dem Schreibtisch gegenüberstehen. Die Augen des Bauern gehen langsam von den schweren Fensterluken, gegen die der Efeu raschelt, nach der Wanduhr, die bedächtig ihren Messingperpendikel schwingt. Sie wandern über den Schreibtisch und bleiben im Gesicht des Pastors stehen; . . was für buschige Brauen hat der Mann, denkt Heme Haraldsen . . . was für zusammengekniffene Lippen . . . was für breite Schultern. Da muß eine große Kraft in diesem Mann sitzen, denkt der Bauer. Und nun haben seine Augen das Kruzifix erreicht, das links auf dem Schreibtisch steht, schwarz, schwer und ernst . . . wie furchtbar eigentlich, ein Mensch am Kreuz, denkt Heme Haraldsen; . . . wie konnte Gott so was zulassen? . . . . aber schließlich: da hängen ja immer noch Menschen genug am Kreuz; . . . und wir sehen daran vorbei — — warum läßt Gott — —

„So, Herr Haraldsen", sagt da Pastor Martin Grell und klebt den Briefumschlag zu, „nun bin ich fertig und für Sie da. Was haben Sie auf dem Herzen?"

„Ich komme wegen der Einsegung am nächsten Sonntag, Herr Pastor. Wie halten Sie diesen Tag?"

„Wir haben vom Landeskirchenamt unsere Ordnung", antwortete etwas schroff der Gefragte.

„Ja, das ist wohl so. Aber sehen Sie, Herr Pastor, da sind unter den Konfirmanden drei, die zur See wollen. Es ist ein schwerer Beruf, Herr Pastor, und wir wissen nicht, ob sie alle gesund wiederkehren."

„Das Leben ist überall lebensgefährlich, Haraldsen. Wir wollen da keine Ausnahmen machen."

„So? . . .Seit jeher sind die jungen Seeleute als erste besonders eingesegnet worden. Ich glaube, wir müssen diesen guten alten Brauch — —"

„Nein, das müssen wir nicht. Ich habe Gottes Wort zu verkünden. Seelsorge ist mehr als ein persönlicher Zuspruch. Wir haben in der Gemeinde das Reich Christi zu bauen. In diesem Willen zum Wort haben die Kirchenältesten ihrem Geistlichen nach Kräften zu helfen im Dienst, der ihnen anvertraut ist. Wir wollen positiv arbeiten."

„Ich kann mich nicht so ausdrücken, wie ich es wohl möchte, Herr Pastor. Aber bedenken Sie, daß wir hier draußen an der See immer viel näher im Angesichte Gottes gestanden haben als die Binnenlandsmenschen."

„Das ist ein Irrtum, Haraldsen. Gott ist überall. Ich habe die Einsegnungsfeier in der Kirche mit dem Küster im einzelnen schon besprochen. Die Gemeinde wird zufrieden sein. Uebrigens: Ihr Sohn Harald ist der aufmerksamsten einer unter den Konfirmanden. Was werden Sie mit dem geweckten Jungen anfangen, Haraldsen?"

„Er wird Landmann, wie alle seine Vorfahren, Herr Pastor", sagt Heme Haraldsen langsam und beinahe feierlich.

Sie reden noch eine Weile hin und her von den Dingen des Tages, aber ohne rechte Anteilnahme. Dann gibt Heme dem Geistlichen die Hand: „Ich will gehen. Am Sonntag werden Sie eine übervolle Kirche haben, Herr Pastor. Guten Abend."

„Guten Abend", sagt der Pastor Grell und geht noch einige Schritte mit. Als der Bauer sich nicht mehr wendet, bleibt er stehen und hat eine tiefe Falte zwischen beiden Augen.

Heme Haraldsen geht langsam aus dem Pastorat und ist tief in Gedanken. Wenn das man gut geht mit diesem Mann, denkt er . . . .

Er biegt, ohne es eigentlich zu wissen, den Strandweg ein. Oben am Wasser wird ihm etwas freier und froher zu Mute. Ach was, denkt er, die Jungens gehen schon ihren rechten Weg, so oder so . . . Er geht Schritt für Schritt am Ufer entlang. Seine Gedanken sind weit voraus: In fünf Jahren steht der Junge beim Militär. In zehn Jahren holt er sich eine tüchtige Frau auf den Hof. In fünfzehn Jahren habe ich die ersten Enkel auf dem Schoß, und in zwanzig Jahren gehe ich aufs Altenteil . . . . .

Er ist in seinen Grübeleien ein ganzes Stück am Strande entlanggegangen. Im Halbdunkel des Abends sieht er von weitem schon die großen Findlinge am Ufer hinter dem Leuchtturm liegen. Er geht näher heran und bleibt dann stehen. Die See rauscht ihre ewige Weise, am Himmel ziehen große Wolken vorbei, die Steine stehen wie Menschengestalten regungslos in der unsagbar tiefen Einsamkeit.

Da ist es dem Bauern auf einmal, als knie dort unten mitten zwischen den Findlingen ein Mensch. Er geht einige Schritte näher — — das — das ist ja Harald! Es ist wie ein Spuk. Heme Haraldsen will rufen, aber eine unsichtbare Macht schnürt ihm die Stimme ab. Es ist, als sei sein Kind auch zu Stein geworden . . . All die großen schwarzen Blöcke schauen auf das Meer hinaus. Sie singen leise im Westwind, und Jahrhunderte heben das Gesicht. Rungholt ist 1362 untergegangen. Nun rauscht die See seitdem über das Grab hin. Sein Junge sitzt mit den Armen auf die Knie gestützt, hat das Gesicht in beiden Händen und schaut regungslos hinaus auf das Meer. Eine Unendlichkeit hat ihre Türen aufgetan, und ein Mensch ruht in der großen Hand Gottes, unzeitlich, unwirklich, traumhaft und doch so nahe. Steine reden und Ewigkeiten schweigen.

In der jungen Seele Haralds sind die Stimmen der Weite. Sie horcht hinaus in die unbekannte Welt, die sich dort drüben dehnt ins Unermeßliche. Das Leben ruft. Ich komme! antwortet die junge Seele, und reckt sich auf . . .

Da wendet sich Heme Haraldsen mit leisen Schritten. Er geht hinüber zu seinem Hof, hat ein wild schlagendes Herz und nasse Augen, denn er weiß nun, daß sein Junge zur See will.

Was nun? . . .

Der Sonntag Palmarum ist für die ganze Insel Sandhörn ein großer Feiertag. Die Flaggen wehen von allen Stangen. Die Elternhäuser der Konfirmanden sind besonders geschmückt. Die beiden Türen im alten Gotteshause stehen von früh an breit offen, denn heute kommen alle aus Geeldörp, Steenshövd, Lüttenoog und Dünsteede, um dabei zu sein, wenn wieder eine Schar junger Menschen feierlich ins Leben der Ewachsenen hinausgelassen wird. Diesesmal sind es freilich aus dem ganzen Kirchspiel nur zehn, die eingesegnet werden. Aber der neue Pastor ist da, und manche hören ihn heute zuerst.

Der Tag steht auf in jener klaren Reinheit, die hier oben an der See in den Vorfrühlingstagen so schön ist. Auf allen Wegen kommen die Inselfriesen zum alten Gotteshause; sie kommen nicht bramsig und prahlig mit Fuhrwerken, sondern sie gehen bedächtig und ernsthaft, wie es dem Wesen ihres Volkes und Bodens entspricht, in ihren alten kostbaren Trachten zur Kirche. Die bunten Kopftücher und die schweren Silberknöpfe der Frauen blinken im Licht, die weiten Röcke wehen im Winde. Die Bauern haben die hohen Hüte, die alten Fahrensleute das beste blaue Tuch aus dem Spind genommen.

Palmarum ist die große Tür zum Leben, das ungewiß und dunkel voraus liegt.

Am halben Vormittag geht das Singen der Kirchenglocke über die Insel. Heute sind alle Bänke im Schiff von Sanct Petri besetzt; jede Sippe hat ihren angeerbten Platz, von allen Haken hängen die Hüte, auf allen Namensschildern liegen die silberbeschlagenen Gesangbücher; über allen Stirnen leuchtet das Blond, in allen Augen ist das Grau oder Blau der See.

Im verklingenden Läuten der alten Glocke kommt Pastor Martin Grell vom Pfarrhaus herüber mit den Konfirmanden feierlich zum Gotteshause hinauf. Der Weg ist nicht so ganz kurz. Man sieht den kleinen Menschenzug einmal in der Höhe der Düne gegen den klaren Himmel gestellt, und dann wieder unten im Tal durch Lüttenoog ziehen. Es ist wirklich so, wie es im Liede heißt, daß der Tag des Herrn klar und feierlich, so ganz, als wollt' er öffnen sich, aufgebaut wie ein Dom, diesen kleinen Zug von zehn flügge werdenden Menschenkindern überdacht. Die ersten Lerchenlieder füllen den Himmelsraum mit besonderem Feiertagsklang. Pastor Martin Grell geht mit dem Bibelbuch in der Hand langsam voran. Wiebke Peters und Inge Jappen, Metje Hansen und Kerrin Knudten sind die ersten beiden Paare. In der ungeraden Zahl fügt es sich zufällig, daß Maren Melffen und Harald Haraldsen nebeneinander gehen müssen. Claus Nörden und Gerd Boysen, Arfst Jepken und Fiete Wollbieter machen den Schluß des Zuges.

(Fortsetzung folgt.)

Kampf mit Schiffen

Von Richard Euringer

Zu den erstaunlichsten Aufträgen, die das türkische Oberkommando uns zwei deutschen Fliegern anwies, die wir als Vortrupp unserer Abteilung in Syriens Wüste eingetroffen, zählte: Bekämpfung feindlicher Schiffe!

Da die türkische „Marine" für sämtliche Küsten des Sinai-Gebiets sich auf sechs Ruderboote belief, während von Suez bis Port Said der Kanal von Dampfern stickte, legte Exzellenz Djemal Pascha (schon als osmanischer Marineminister!) Wert auf unsern „Kampf mit Schiffen".

Wir zwei Piloten sahen uns an. Für Wochen allein auf uns angewiesen, ohne Nachschub aus der Heimat, ohne Ablösung und Schutz, ohne geeignete Artillerie, deren Feuer imstande wäre, gegen Schiffsbatterien auch nur entfernt den Kampf zu führen, ohne ein einziges Wasserflugzeug, ohne Schwimmer (statt Räder), fragten wir uns, wie man denn hoffe, mit zwei 160er Rumplern der britischen Flotte Schach zu bieten.

Trotzdem hat wohl nie ein Auftrag ein Pilotenherz gekitzelt wie uns dies verblüffende Vertrauen.

So begannen wir die Arbeit. Für Bombenwürfe in die Häfen wogen wir die Maschinen so aus, daß wir den gewaltigen Anflug durch die ganze Breite der Wüste von Bir es-seba bis zum Kanal — rechnerisch wenigstens — wagen durften. Dabei war uns klar geworden, daß für den Landweg küstelängs unsere Tanks nicht zureichten. Also entschlossen wir uns, den Golf — Luftlinie über See — zu sparen; denn wenn unser Motor streikte, so blieb es letztlich einerlei, ob wir im Mittelmeer ersoffen oder ob uns die Wüste schluckte.

Da — am 16. April — brach im Bazar von Bir es-seba plötzlich helle Panik aus. Hinter kreischenden Beduinen keuchte der ganze bunte Schwarm von Fellachen und Judenweibern, Türken und Gassenkindern her, brach in unser Spitzzelt ein und gestikulierte als krachten die ersten Schiffsgranaten schon auf ihre Buden nieder. Die Kamele wurden scheu!

Ein galoppierender Jüsbaschi verdeutschte uns das Entsetzen soweit, daß wir allenfalls begriffen, es rückten mindestens vier Drittel der britischen Hochseeflotte an, wahrscheinlich um bei Gaza zu landen.

Gut. Wir sollten es verhindern.

In die brüllende Mittagsglut tanzenden Flugsands hineinzustarten, war kein Genuß, zumal mit Bomben. Man flog vom Sitz. Messergrell starrte die heiße Oede. Oel saute aus der Nockenwellen, verschmierte Brille und Zelluloid. Die Zuschauerhorden fegte der Staubsturm unserer Propeller in die Flucht. Bös geschleudert schwammen wir — Stalter mit Henkel, Berthold mit mir — auf das Judagebirge zu, quälten uns mühsam in die Höhe. Auf fünfhundert Metern drehten wir ab, trieben auf die Küste zu. Bei dem undurchdringlichen Dunst, den die Sandwirbel verblassen, war nach Westen nicht zu sehen. Man verstaubte in der Luft! Erst in Höhen über 1000 schimmerte das Meer heran, wirklich wie geschmolzenes Silber. Einmal verloren wir Flugzeug Stalter, dann kletterte es zu uns herauf. Mit der Küste schnitt die Staubschicht plötzlich ab. Hitzewolken säumten die See.

Dann: Wir hingen überm Meer.

Berthold machte die Kamera frei: auf der Reede vor Gaza, blendweiß im Blau, blitzte ein Schiff. Steil funkelte der Dampf herauf. Winzig wie eine Pelzmotte trug es an Deck sein Wasserflugzeug.

Eins nur?

Wir suchten die Küste ab, suchten See und Küste ab. Kreisend umschwebten wir den „Kreuzer", entdeckten ein Torpedoboot, das schwänzelnd wie ein toller Kaulquapp Schlangenlinien in die See riß.

Ohne zu ahnen, welcher Waffen sich die Herrschaften bedienten, nahmen wir das Spielzeug an, jagten ihm nach, ins Meer hinaus, einigermaßen darauf bedacht, der Artillerie des großen Bruders kein zu stetes Ziel zu bieten. Während dessen setzte Henkel seinen Angriff auf das Schiff an. Aus der Linkskurve sah ich ihn, wie er in rapider Fahrt die Flächen senkte und niedersauste als habe er seinen Treffer weg. Schneidig bolzte er auf Deck los. Da gingen wir mit, quer in die Flanke, was das Pivot-M.G. nur hergab. Irgendwo sprang ein Wölkchen auf . . noch eins . .! Aber da unten qualmten die Schlote. Nicht die Bombe. Die Bombe schlug quirlend ein Loch in die See . ., eine Deckbreite vor Deck.

Achtung!

Es hätte noch gefehlt, daß wir ineinanderrasten!

Wir beruhigten uns eine Weile, holten Höhe, schwammen ab, nordwärts, Richtung Askalon.

Der Kaulquapp gab auf! Es war entzückend, auf hoher See ihn immer noch zickzack schwänzeln zu sehen. Und nun schlug auch der Große Schaum! Qualmend, daß uns die Rußfahne buchstäblich die Nase beizte!

Einmal noch, zweimal noch, dreimal noch machten wir unsere Rutschpartie, den Herrschaften über ihren Whiskytisch, dann knipste Berthold aus 800 Metern H.M.S. in großer Flucht unter Volldampf, wie einen wildgewordenenen Pflug vor der Furche seiner Wasser.

Die Freude dauerte nicht lang. Abends schon waren wir uns klar, daß der Kommandant doch wohl nicht einfach nach Port Said gedampft, zu melden: „Leider nichts erreicht". Das machten Tommies doch wohl nicht.

Die Nacht blieb ruhig. Ein U-Boot fehlte der Expedition! Was hätte man können zusammenarbeiten!

Gegen Mittag brummten wir wieder, kreuzten über dem gestrigen Kampfplatz, fanden die Reede weithin frei. So bogen wir nach der Küste ein, suchten im Sand unsere Vormarschkolonne.

Gestalter Krieg

Von Erich Limpach

Was ihr davon auch haltet,
Wir fragen danach nicht:
Der Krieg hat uns gestaltet,
Doch er zerbrach uns nicht.

Kaum eine Stunde hingen wir oben — wie ein Brett im Gegenwind —, die Staubschwaden der Karawanen strähnten deutlich schon aus der Ferne, da brüllte Berthold mir ins Ohr; er hatte das Mutterschiff gesichtet! Nun winkte er leidenschaftlich ab, ostwärts; ich mußte den Motor drosseln, zu verstehen, was er meinte. Er wollte — möglichst unbemerkt — vom Land her angeflogen kommen. Leider lief uns Stalter weg, stur auf sein Ziel zu.

In geräumiger Rechtskurve holten wir über die Wüste aus, 3400 Meter hoch. Und nun stimmte etwas nicht. Die Flächen schnitten mir die Sicht weg, aber Berthold turnte unruhig hinter meinem Sitz herum. Da unten liefen wie Ameisenhaufen Kamele und Menschlein durcheinander.

„Beschießung!" schrie Berthold.

Ich konnte nichts sehen.

Aber dann stimmte ihm auch das nicht. Er wollte herunter, tiefer, rasch!

(Spiralend, war ich überzeugt, daß wir der Grund der Panik seien. Nächstens knallen sie uns ab!) Aber dann flutschte da schemenhaft gelblich — tausend Meter unter uns — eine Motte über die Karte, eine Motte (mit Motor und Schwimmgestell), eine bleiche Flügelmotte, die zu Staub zerrieben sein will! Und schon bellte das MG. los. Und schon tackte Tommy Antwort. Und wenn wir nicht heillos obacht gäben, so spritzten unsere Fehlschläger in die eigenen Karawanen. Und wenn Tommy jetzt in der Angst nicht seine Bombe fallen ließ, so hatte er sein Ei gelegt, ehe wir uns in die Debatte mischten. Und nun packte Stalter an, daß uns seine Serienfalven schamlos um die Ohren pfiffen. So trieben wir den armen Kerl in spitzem Keil ... (leider seewärts) über seine Schiffe weg ..., statt ihm im Dünenhinterland das Benzin aus dem Tank zu jagen oder schmerzlos Schluß zu machen.

So weit, wie er — erheblich flinker — uns in die See ihnaus verlockte, durften wir ihm doch nicht folgen. (Dabei entdeckten wir ein zweites, lauerndes Torpedoboot.) Was wir an Bomben und Munition dann um das Mutterschiff verpflanzten, war mehr dekorativer Natur. Uebrigens dampfte der Walfisch ab, wälzte sich seewärts, wie gestern auch. Der Spaß, daß die Unseren uns kämpfen gesehen, überwog derzeit die Taktik. Auch hatten wir nichts mehr an Munition.

Das war am 16. April. Am 20. und 21. überquerten wir die Wüste bis El Kantara und Port Said, funkten gehörig in Lager und Hafen. Das Mutterschiff herauszufinden aus dem Gepökel von plumpen Kästen, gelang zwar nicht, wie wir gehofft, aber Bertholds zweite Bombe saß als Volltreffer an Deck irgendeines Ozeandampfers. Er knipste seine Feuersbrunst.

Das dritte Treffen, vier Tage später, liegt im Wortlaut der Meldung vor, die wir am 25. April zu El Arisch erstattet haben:

„Flugzeug wollte morgens um 6 Uhr abfliegen zum Schutz der Kolonne, als Meldung eintraf, daß drei feindliche Schiffe die Reede von El Arisch anliefen. Das Flugzeug startete sofort — bei starkem Bodennebel —, sah die Schiffe — Flugzeugmutterschiff, 2 Boote —. Nach dem dritten Anflug wurden auf das Mutterschiff zwei 10-Kilobomben geworfen. In 800 Metern wurde das Flugzeug von Torpedoboot und Schiff heftig mit Bz., vermutlich auch Az. beschossen. Das feindliche Flugzeug startete, entfernte sich aber nicht aus dem Bereich seiner Schiffe, sondern kreiste. Plötzlich landete es, lag einen Augenblick still. Sofort ging der Rumpler im Gleitflug auf das Wasserflugzeug herunter, worauf dieses startete, die Küste entlang flog und bei Sajjard Kurs auf Bir Mesar nahm. Mit 1450 Touren Fahrt nahm der Rumpler die Verfolgung auf, schnitt jede kleine Kurve ab, konnte aber trotzdem nicht unter 400 Meter herankommen. Das feindliche Flugzeug suchte nun durch Abbiegen nach dem Meer zu zu entkommen, wurde aber von uns 20 Kilometer weit in den See hinaus verfolgt, in 200 Metern Höhe. Es gelang dem Rumpler in dieser Zeit nicht, näher als 300 Meter an sein Ziel heranzukommen. Während dieser tiefen Verfolgung führte uns das Wasserflugzeug in die Nähe seiner (langsam seewärts dampfenden) Schiffe, von denen wir heftig (immer gleichzeitig 4 Az.) beschossen wurden. Wir brachen die Verfolgung ab, holten uns 1200 Meter Höhe, begannen die MG.-Beschießung des Mutterschiffes. Die Schiffe dampften hierauf flüchtiger nach Nordwesten ab. Wir selbst flogen nach Bir el Abd, unsere Meldung abzuwerfen. Da sahen wir ein feindliches Flugzeug auf die dort stehenden 8 bis 10 Zelte Bomben werfen. Im Gleitflug von 2000 auf 400 Meter griffen wir den Bristol an. (Landmaschine.) Mit nur noch knapper Munition befanden wir uns in dieser Höhe plötzlich zwischen mindestens vier weiteren feindlichen Landmaschinen, die ebenfalls eifrig Bomben warfen. (Jetzt erklärten sich auch die Sprengwolken um Bir el Abd, die uns ein Rätsel gewesen waren. Es waren die Aufschläge platzender Bomben.) Auf 100 Meter kamen wir an den Angegriffenen heran, verrieten uns aber durch unser Feuer, sodaß wir vor erbittertem Zuzug ohne einen Schuß im Lauf versuchen mußten auszubrechen. Umringt von allen Seiten, ohne Gegenwehr bestrichen, rettete überlegenes Steigen uns aus dem Ring der fünf feindlichen Flieger."

Soweit die Meldung.

Der am 18. Juni, also wenig Wochen später, heruntergeholte Geschwaderchef im Royal Flying Corps, Captain Tripton, ergänzte persönlich unsere Meldung. Wir hatten inmitten von 7 feindlichen Bristol D.D. gesessen, die uns im ersten Augenblick für einen von den ihren gehalten. Dem von uns Angegriffenen hatten wir Treffer beigebracht, sowie beide Tanks durchschossen.

Das Prinzip des Zusammenwirkens feindlicher Schiffe und feindlicher Flieger war geklärt. Der Rest blieb Kampf.

Gesunde Frauen durch Leibesübungen

Deutschlands Frauen sind die Trägerinnen der deutschen Zukunft. Gerade sie müssen daher eine ihrer höchsten Pflichten darin erblicken, neben ihrer hauswirtschaftlichen und beruflichen Tätigkeit auch ihren Körper zu stählen und immer aufs neue zu höherer Leistung und wahrer natürlicher Schönheit zu entwickeln. Gibt es einen besseren Jungbrunnen als die Leibesübungen? Gibt es eine schönere und gesündere Entspannung für die geistig und körperlich arbeitende Frau als eine Stunde Gymnastik? Und welche ideale Verbindung von Kraft und Schönheit liegt in den zahlreichen Sportarten, die der Frau offen stehen: Tennis und Turnen, Wasser- und Wintersport, den zahlreichen Ballspielen!

Der Reichsbund für Leibesübungen veranstaltet vom 7. bis 14. Oktober eine große Werbewoche „Gesunde Frauen durch Leibesübungen". Jede deutsche Frau sollte in dieser Woche sich einmal ernsthaft die Frage vorlegen: „Was tust Du für Deine Gesundheit? Erfüllst Du Deine Pflicht gegenüber Deinem Volk, das gesunde Frauen und Mütter braucht?" Sicher wird sie dann den Weg finden zur besten Quelle für Jugend und Schönheit, für Kraft und Gesundheit, den Weg zu den Leibesübungen!

Aufnahmen: Schirner (Berlin)